

TagesWoche

N° 38

Freitag, 02.11.2018

CHF 5.-



Essstörungen / S. 6

**Veganismus wird häufig missbraucht,
um Magersucht zu kaschieren.**

DIE VEGI-FALLE

ANZEIGE

Internationales
LiteraturFestival
9. — 11. November 2018



SAVE THE DATE!

BuchBasel

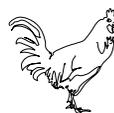


DREILAND-BIOKISTE

DIREKT VOM HOF. DIREKT ZU IHNEN.



Jetzt liefern lassen!
4 x ohne Liefergebühren.



Frische Bio-Lebensmittel, nach Hause geliefert, 100% individuell!

www.dreilandbiokiste.ch



Clever sparen, weniger Steuern zahlen.

Wir sind auch bei Vorsorgefragen für Sie da.

Beat Herzog, Generalagent
T 061 266 62 31, beat.herzog@mobilier.ch

Generalagentur Basel
Beat Herzog

Aeschengraben 9
4051 Basel
T 61 266 62 70
basel@mobilier.ch
mobilier.ch

die Mobiliar

004805

Schwarze Magie im Goetheanum / S. 34

BILD: HANNES NÜSSELER



Im Horrorfilm-Klassiker «Suspiria» werden Ballettschülerinnen von Hexen gemeuchelt. Regisseur Dario Argento liess sich in der Region Basel inspirieren.

«Basler Zeitung» / S. 17

FOTO: TAMEDIA/TW



Der designierte Chefredaktor Marcel Rohr redet über seine Pläne für die BaZ.

Versicherungsdetektive / S. 26

FOTO: IMAGO



Der Kampf gegen das Überwachungsgesetz ist schon jetzt ein Erfolg.

Ulla Stöffler

Wochenschau

Bildstoff

Bestattungen

Knackeboul

Kinoprogramm

Wochenendlich

Kreuzworträtsel

Impressum

S. 4

S. 18

S. 20

S. 22

S. 23

S. 36

S. 37

S. 38

S. 38

Georg Kreis / S. 24

Als 1990 die «Geheimarmee» P-26 enttarnt wurde, war man sich einig: Skandal. Ein Buch skandalisiert nun vor allem die Aufarbeitung der ganzen Geschichte.



Ronja Beck
Volontärin

Das Salatblatt als Deckmantel

Wir essen, um zu leben. Unser Körper gewinnt aus Nahrung die Energie, die wir brauchen, damit wir uns bewegen und denken können.

Es gibt aber Menschen, die nicht essen wollen oder können. Die Magersucht zwingt sie in den Hunger, die Gründe dafür sind vielfältig.

Wer das Essen verweigert, verweigert das Leben, ist die Quintessenz, auch wenn sie etwas dünn ist. Und wer nichts oder nur sehr wenig isst, zieht Blicke auf sich, provoziert Fragen. Das erschwert den Alltag für Menschen, die an Anorexie leiden. Also suchen sie Wege, wie sie ihre Krankheit verschleiern können.

Ein Weg ist der Veganismus. Magersüchtige sagen dann, dass sie etwas nicht essen, weil es tierische Produkte enthält. So sind Fragen und Vorwürfe des Umfelds erst einmal vom Tisch. Wer will schon jemandem vorwerfen, dass er sich gesund ernährt und Tiere und Umwelt schont. Dabei ist Veganismus für Magersüchtige ein Vorwand oder eine Legitimation, um hungern zu können.

Für die vegane Community ist das ein Problem. Magersüchtige missbrauchen ihren Lebensstil. Nicht freiwillig, vielleicht nicht einmal bewusst, aber sie tun es, wie ein Blick in einschlägige Foren zeigt.

Der Veganismus ist laut – wie jeder Trend. Er hallt durch Presse, Buchhandlungen und am lautesten durchs Internet. Es kommt darauf an, wer diese Schallwellen wahrnimmt – und was er aus dem Gehörten macht.

Unsere Titelgeschichte wird womöglich Veganer wie auch Magersüchtige wütend machen. Erstere, weil sie ihren Lebensstil in ein schiefes Licht gerückt sehen. Letztere, weil ihr Umfeld auf die Idee kommen könnte, dass sich hinter der angeblich gesunden und nachhaltigen Ernährung eine gefährliche Krankheit verbirgt.

Wir wollen nicht die eine Gruppe gegen die andere ausspielen. Veganer leben einen Idealismus, der Respekt verdient. Magersüchtige leiden an einer Krankheit, die Verständnis und Behandlung braucht. Und darum ist es nötig, genau hinzuschauen, um herauszufinden, ob Salatblätter Ausdruck einer gesunden Ernährung sind oder ein Deckmantel, hinter dem sich eine lebensgefährliche Essstörung verbirgt. ×

Ulla Stöffler

von Yen Duong

Ulla Stöffler kümmert sich als Mobile Quartierarbeiterin um die Nöte und Sorgen der Bewohner des Klybeckquartiers. Ein Job am Puls des Lebens.

Es ist kalt und finster draussen. Zwei Jungs sitzen im Treppenhäus des leicht maroden Gebäudes an der Kleinhüningerstrasse 205 und spielen mit ihren iPhones. Ulla Stöffler ruft ihnen mit energiegeladener Stimme zu: «Na, ist euch langweilig? Auf der Erlennmatt ist Robi-Spiel-Aktion, gell!» Die Jungs nicken dankend.

Das Klybeck ist Stöfflers Revier. Die 49-Jährige ist als Mobile Quartierarbeiterin auf den Strassen unterwegs und kümmert sich um die Anliegen und Sorgen der rund 7300 Bewohner – und davon gibt es etliche. Im Quartier zwischen Dreirosenbrücke und Wiese leben die ärmsten Familien von Basel. Die Sozialhilfequote ist mit 13,6 Prozent am höchsten, der Ausländeranteil mit 52,4 Prozent ebenso. Auch bei der Arbeitslosenquote schwingt das Quartier obenauf. Existenzängste gehören hier zur Tagesordnung.

«Merke ich, dass sich eine Person von der Schweizer Gesellschaft abwendet, frage ich, was sie denn hier macht.»

Stöffler beschreibt das Klybeck als Yin-Yang-Symbol: «Das, was gut ist, ist gleichzeitig auch häufig nicht so gut. Mich fasziniert das Multikulturelle, das aber auch viele Herausforderungen mit sich bringt.» Damit meint sie etwa das unterschiedliche Verständnis der Kulturen, was Recht und Werte sind – und wie diese aus ihrer Sicht mit dem geltenden Gesetz in Einklang gebracht werden sollten.

Stöffler findet es bereichernd, diesen Diskurs mitzukriegen. Sie hört aber nicht nur aufmerksam zu, sondern bietet auch Paroli: «Wenn ich merke, dass sich jemand von der Schweizer Gesellschaft abwendet, frage ich diese Person, was sie hier denn überhaupt macht. So entsteht eine Kontroverse, was erstaunlich gut beim Gegenüber ankommt und spannende Diskussionen mit sich bringt.»

Aufgewachsen ist Stöffler im deutschen Kandern. Sie machte eine Lehre als



«Viele wissen Ende Monat nicht, wie sie ihre Kinder satt kriegen.» Ulla Stöffler.

FOTO: NILS FISCH

Goldschmiedin und studierte später Sozialarbeit in Freiburg. Im Jahr 2000 startete sie als Gassenarbeiterin beim Schwarzen Peter. Es folgten Stationen beim Fanprojekt Basel, dem Frauenhaus, dem Bildungs- und Arbeitsprogramm «lotse», der Jugendarbeit Muttentz und dem Bereich Sozio-Kultur in Kaiseraugst. Seit August 2016 ist Stöffler Mobile Quartierarbeiterin des Klybeckquartiers.

Hier kümmert sie sich, die selber im benachbarten Matthäus wohnt, um «Banalitäten». Immer wieder übersetzt sie den Bewohnern Behördenbriefe oder sorgt dafür, dass Eltern Unterstützung bei Alltags- und Erziehungsfragen bekommen. Auch die Wichtigkeit von Bildung thematisiert sie sowie Deutschkurse für Eltern, damit diese die Kinder in der Schule bes-

ser unterstützen können. «Vieles, worüber wir uns keine Gedanken machen, ist hier teilweise nicht selbstverständlich.»

Ein Hotspot voller Farben

Die grösste Angst der Bewohner sei momentan, dass der bezahlbare Wohnraum verloren gehe, sagt Stöffler. «Wenn sie von Massenkündigungen wie der am Giessliweg hören, bekommen sie Panik und fürchten, dass sie als Nächstes an der Reihe sind.» Viele seien mit der Wohnungsmiete schon jetzt am Limit. «Es gibt etliche Familien hier, die am Ende des Monats nicht mehr wissen, wie sie ihre Kinder satt kriegen.»

Stöffler versucht dann zu vermitteln, ihnen das Einkaufen im Caritas-Laden zu ermöglichen oder für die Kinder

einmal in der Woche einen Mittagstisch-Platz zu organisieren.

«Wenn nun noch ein Grossbauprojekt kommt, geht das nicht spurlos an der Gesundheit der Bewohner vorbei.» Es sei deshalb wichtig, den Bewohnern immer wieder eine Auszeit zu gönnen, «damit sie mit ihrer Umgebung besser klarkommen». Letzten Frühling etwa organisierte sie 50 Tickets für einen Europa-Park-Besuch.

Stöffler wünscht sich denn auch, dass der Kanton häufiger mit Angeboten wie Hüpfburgen, Kinder-Ferienstadt und Ähnlichem ins Quartier komme. «Es muss uns einfach bewusst sein, dass das Klybeckquartier ein grösserer Hotspot ist als andere Quartiere – und ein Quartier voller Reichtum und Farben.» Sie würde nirgends anders arbeiten wollen. ×

Veganismus wird als Deckmäntelchen für Magersucht missbraucht. Ein veganer Lebensstil helfe, kritischen Fragen auszuweichen, liest man auf einschlägigen Internetforen.

KRANK HINTER DER GRÜNEN MASKE

von Ronja Beck

Zu den liebsten Tummelplätzen von Veganern gehören Youtube und Instagram. Die sozialen Medien sind randvoll mit Bildern von veganen Smoothie-Bowls, gepostet von wunderschönen Menschen – Hashtag healthy. Die rein pflanzliche Ernährung wird von vielen Influencern und Models fast missionarisch propagiert. Restriktives Essen zum Wohle von Tier, Umwelt und Mensch ist ein Kassenschlager.

Veganismus ist aber auch umstritten. Da ist die viel diskutierte Gefahr einer Mangelernährung. Und ein dunkles Kapitel tut sich auf, wenn man tiefer ins Netz taucht, bis zu den hinteren Ecken durchbricht. Dort offenbart der freundliche Food-Trend nämlich eine trügerische Fratze. Er verkommt zur Maske für eine lebensbedrohliche Erkrankung: Anorexia Nervosa. Im Volksmund wird diese Ess-

störung auch Anorexie oder Magersucht genannt.

«Zu Beginn wurde ich vegan, um dem ganzen Müll, den mir die Leute anbieten, aus dem Weg zu gehen. Und um Restaurants zu meiden. Ich tat es, um meine Essstörung zu verstecken. Und um Gewicht zu verlieren.» (23. September 2018)

Anas Gesetze

Dieses Zitat, aus dem Englischen übersetzt, stammt wie die folgenden aus einem sogenannten Pro-Ana-Forum. Diese geben Einblick in eine bestürzende Welt. Meist junge Frauen diskutieren dort über ihre Anorexie. Und sie unterstützen sich gegenseitig. Nicht im Kampf gegen, sondern für die Krankheit. Sie dokumentieren die Kalorien ihrer Mahlzeiten, feuern sich zu tagelangem Fasten an, posten Fotos ihrer Körper oder geben Tipps, wie sich Magersucht vor Freunden und Familie verschleiern lässt.

Auch zahlreiche Pro-Ana-Blogs finden sich online. Darin huldigen Mädchen ihrer Magersucht, ihrer «Ana». Die Personifizierung lässt die Krankheit lebendig werden. Für die Betroffenen wandelt sie sich zu einer Freundin, Ana eben. Eine Freundin mit ganz klaren Vorstellungen. Auf vielen der Websites finden sich die «Gesetze» Anas. Ein Punkt, der immer wieder auftaucht: «Werde Vegetarierin oder Veganerin. Dann kannst du evtl. dein eigenes Mittagessen kochen, natürlich fettarm.»

Das ist nicht so harmlos, wie es klingt. Der Veganismus, wie er sich hier zeigt, hat nichts mit Tierliebe, Ökologie oder Gesundheit am Hut. Es geht ums Hungern, und zwar so, dass möglichst niemand Fragen stellt. Angefeuert und legitimiert auf Pro-Ana-Foren und -Blogs. Und durch all die schönen, schlanken und veganen Menschen in den sozialen Medien.

«Ich bin so so durcheinander im Moment. Ein Teil von mir will eine ketogene,



Wenn Gesundheitsbewusstsein krankhafte Züge annimmt, zählt jedes Gramm.

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER

pflanzenbasierte Diät, und der andere Teil ist so: Komm, versuchs direkt mit einer veganen Vollwertkost. Ich sehe ständig diese dünnen, veganen Models auf Instagram und denke, ich sollte das auch versuchen.» (27. August 2018)

Die unheilige Allianz aus fleischlosem oder Tierprodukt-freiem Food-Trend und Essstörung findet sich nicht nur in den Foren. Auch die Fachwelt hat sich ihrer angenommen. Eine Studie aus dem Jahr 2012 von Forschern verschiedener US-Universitäten hat Zusammenhänge zwischen Vegetarismus und Essstörungen untersucht. Die Forscher befragten 93 Frauen, die unter einer Essstörung litten oder leiden, sowie 67 Frauen ohne derartige Krankheitsgeschichte.

Zunahme der Fälle erwartet

Ihr Resultat: 52 Prozent der Erkrankten oder ehemals Erkrankten waren oder sind Vegetarierinnen. Bei der Gruppe ohne Essstörungen waren es lediglich zwölf Prozent. Zudem gaben über zwei Drittel der Frauen mit Krankheitsgeschichte an, dass ihre vegetarische Ernährung mit ihrer Essstörung zusammenhängt oder -hing und der Beginn der Krankheit mit der Ernährungsumstellung zusammenfiel.

Es seien kleine Fallzahlen, geben die Forscher zu. Dennoch decken sich ihre Erkenntnisse mit denjenigen vorhergehender Studien – der wenigen, die es gibt. Es ist ein kaum erforschtes Feld.

Wenn Essen zur Belastung wird, wird der Food-Trend zur Gefahr.



«Ich war zuerst Vegetarierin. Dann wurde ich vegan, um meine Auswahl an Essen noch stärker einzuschränken.» (29. August 2018)

In Bayerns grösster Therapieeinrichtung für Essstörungen Anad e.V. zog man vor einem Jahr einen Schlusstrich: Eine rein pflanzenbasierte, also vegane Kost ist den Patienten seither nicht mehr erlaubt. Der therapeutische Geschäftsführer Andreas Schnebel findet im Interview mit «HuffPost Deutschland» klare Worte: «Das zwanghafte Weglassen zahlreicher kalorienreicher Lebensmittel kann in der Öffentlichkeit ganz einfach mit der Hipster-Ernährung kaschiert werden. Wieder frei, flexibel, angstfrei und spontan essen zu können, das sind die Top-Themen in der Ernährungstherapie bei Anad. Unser Behandlungsansatz ist daher strikt Anti-Diät.»

Viele Veganer werden an dieser Stelle wohl protestieren, dass Veganismus weder «Hipster-Ernährung» noch Diät sei, sondern eine ethisch vertretbare Lebenseinstellung. Das ist nicht falsch. Nur: Wie will man wissen, ob jemand auf ein Stück Käse verzichtet, weil die Milch von Kühen stammt, oder ob er es nicht isst, weil der Käse so viele Kalorien enthält?

«Ich bin seit einiger Zeit Vegetarierin und werde nun vegan, weil ich mehr für die Tiere tun will. Die Tiere sind ein Grund. Ich sage allen, es sei der einzige Grund. Ich sage es auch mir selber. Aber

tief in mir drin weiss ich, dass ich es mache, weil ich die Kontrolle will. Ich will es möglichst vermeiden zu essen. Es fühlt sich verdammt komisch an, das zu schreiben. Aber es ist die Wahrheit. Vielleicht klingt es egoistisch.» (26. August 2018)

Das Bundesamt für Gesundheit hat 2012 eine erste Studie zur Verbreitung von Essstörungen in der Schweiz veröffentlicht. Demnach sind 3,5 Prozent der Bevölkerung an Anorexie, Bulimie oder einer Binge-Eating-Störung erkrankt. Der europäische Schnitt liegt einen Prozentpunkt tiefer. Die Forscher hinter der Studie gehen von einem steigenden Trend aus.

Schöne Storys, traurige Schicksale

Dann wäre da noch die Orthorexia Nervosa – die Phobie vor «ungesunden» Lebensmitteln. Die Krankheit ist offiziell nicht anerkannt. Auftrieb erhielt sie durch jüngere restriktive Ernährungsformen wie etwa die Steinzeit-Diät. Oder eben den Veganismus. Orthorexie gilt als auffälliges Essverhalten – und als erster Schritt in eine handfeste Essstörung.

Kann also Veganismus Menschen in eine Magersucht treiben? Die Basler Psychologin und Psychotherapeutin Claudia Gramespacher bestreitet im Interview einen Kausalzusammenhang. Allerdings gebe es sehr wohl Gemeinsamkeiten zwischen Veganismus und Anorexie. Aber der Fall sei nicht schwarz und weiss, es handle sich um Grautöne. Die vegane Ernährung müsse nicht verteuelt werden.

Auf Youtube wird der Veganismus gern als heilende Hand dargestellt. In unzähligen Videos berichten junge Menschen davon, wie sie mit einer pflanzlichen Ernährung aus ihrer Essstörung fanden. Wie sie der Veganismus aus ihrer krankhaften Furcht vor der Gewichtszunahme schälte, ihnen den Kontrollzwang abnahm, sie gesunden liess.

Es sind schöne Geschichten. Ob sie auch wahr sind?

«Ich denke, Veganismus würde mir nach meiner Genesung helfen. Weil ich immer noch mein Essen kontrollieren könnte und gleichzeitig «genesen» wäre. Aber ob es wirklich eine Genesung ist, wenn du dein Essen kontrollierst? Keine Ahnung.» (28. September 2018)

Was ist sie nun, die Wahrheit? Ist der Veganismus Eingangstor in, Deckmantel für oder Ausweg aus einer Essstörung?

Die Frage ist wohl falsch gestellt. Wir sollten uns lieber selber fragen: Wieso esse ich, was ich esse? Und wieso esse ich gewisse Dinge nicht? Esse ich zu viel? Oder zu wenig?

Seien Sie ehrlich zu sich selber. Es könnte Ihnen das Leben retten. ×

Anlaufstellen für Betroffene und Angehörige sind unter anderen der Kinder- und Jugenddienst Basel-Stadt (www.jfs.bs.ch), die Universitären Psychiatrischen Kliniken (www.upk.ch) oder die Arbeitsgemeinschaft Essstörungen (www.aes.ch)



«Manche sagen, dass Sexualitätsverbot habe sich verschoben zu einem Essverbot.» Claudia Gramespacher. FOTOS: ELENI KOUGIONIS

Essstörungen

Veganismus als Maske für Magersucht: Das komme nicht überraschend, sagt die Psychologin Claudia Gramespacher.

«Food-Trends muss man hinterfragen»

von Ronja Beck

Claudia Gramespacher ist Leiterin des Zentrums für Psychosomatik und Psychotherapie (ZPP) der Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel (UPK). Seit über zwanzig Jahren behandelt sie Menschen mit Essstörungen.

Claudia Gramespacher, auf vielen sogenannten Pro-Ana-Blogs findet sich der Tipp, man solle Vegetarierin werden oder sich vegan ernähren, dann würden Familie und Freunde keine nervigen Fragen stellen, wenn man etwas nicht esse. Es geht also um Vegetarismus und Veganismus als Maske für eine Essstörung. Kennen Sie diese Taktik aus der Praxis?

So ist mir das noch nie begegnet. Ich kann mir aber gut vorstellen, dass das sehr wirkungsvoll ist für eine Anorektikerin.* Alles, was dazu dient, die Angst vor einer Gewichtszunahme in Gang zu halten und nicht damit anzuecken, ist natürlich in ihrem Interesse. Nur reden sie nicht darüber, wenn sie sich auf diesen Seiten bewegen. Das wird ihnen ja auch verboten. Pro-Ana ist eine Art Sekte. Man muss sich an die vorgegebenen Regeln halten.

Auf Instagram sieht man jede Menge dünner Frauen, die ihren veganen Lifestyle und ihre dünnen Körper präsentieren. Veganismus ist derzeit im Trend. Sehen Sie hier eine Gefahr?

Absolut. Ich glaube auch, dass Veganismus ein Eingangstor in eine Essstörung sein kann. Aber man muss sehen: Es gibt so viele Leute, die vegan leben und nicht anorektisch sind. Es gibt auch noch kaum Zahlen dazu, wie viele wirklich über diesen Weg ungewollt in eine Essstörung rutschen.

«Anorexie und Veganismus haben Gemeinsamkeiten – ein perfektionistisches Ideal, das man verfolgen soll.»

Hatten Sie solche Fälle?

Ja. Die Patientinnen fingen harmlos an, wollten sich gesund ernähren und irgendwann waren sie in einer Anorexie drin. Anorexie und Veganismus haben Gemeinsamkeiten. Bei beiden gibt es ein perfektionistisches Ideal, das man verfolgen soll. Anorektikerinnen haben eine sehr strenge Seite. Und Veganismus als Ideologie hat das ebenfalls. Das kann sich natürlich gegenseitig befruchten.

Tut es das? Was sagen die Zahlen?

Die Anzahl der an Magersucht Erkrankten hat nicht immens zugenommen. Bei der Bulimie, also der Ess-Brechsucht, weiss man es nie so genau, da gibt es grössere Dunkelziffern. In der Tendenz aber steigt die Zahl der Diagnosen. Jedoch nicht so massiv, wie man es erwarten müsste, wenn ein direkter Kausalzusammenhang bestünde.

Also Weg frei für Food-Trends?

Man muss sie hinterfragen. Oft steckt ein narzisstischer Drive dahinter. Dass wir immer besser sein müssen, uns optimieren sollen.

Wie ist es denn bei Ihnen, Frau Gramespacher: Leben Sie optimiert oder essen Sie Fleisch?

Ich esse alles. Ausser Rosinen (*lacht*).

Schrecklich, die Dinger.

Wie kann man nur irgendwo Rosinen reintun? (*lacht*.) Aber zurück zum Thema. Ich versuche, bewusst zu essen. Im Sinn von: keine billigst produzierten Sachen. Beim Gemüse wie beim Fleisch. Aber ansonsten gilt für mich: Der Mensch ist ein Allesfresser. Der darf das auch. Ich versuche, nach dem Lustprinzip zu leben.

Eine vegane Ernährung steht dem ein Stück weit entgegen.

Das ist so. Es gibt im Moment einen narzisstischen Zeitgeist. Wir müssen immer perfekter und optimierter funktionieren. Das setzt uns alle unter Druck und führt zu Stress, deswegen gilt es das zu hinterfragen. Es gibt Theorien, die sagen, das Sexualitätsverbot von früher habe sich verschoben zu einem Essverbot. Es existiert wahrscheinlich im Menschen immer eine Instanz oder ein Bedürfnis, Dinge zu regeln und einzugrenzen. Und das hat sich ein Stück weit aufs Essen

verschoben. Ich halte von all diesen Diäten für die allermeisten Menschen nichts.

Für die allermeisten?

Fälle von Adipositas (krankhaftes Übergewicht, Anm. d. Red.) nehmen stark zu. Es ist ein grosses Problem, das wahrscheinlich mit der heutigen Lebensmittelindustrie zu tun hat. Wir werden alle immer dicker. Da kann man nachvollziehen, dass als Gegenbewegung diese ganzen Diäten aufkommen. Nur: Die Falschen machen sie. Nicht die Adipösen, sondern Menschen aus der Oberschicht, prototypisch gesprochen. Leute, die sich das leisten können. Vegane Produkte oder biologische Lebensmittel sind oft teuer. Zudem sind Veganismus und Diäten wahre Lustkiller, psychodynamisch gesehen. Sie grenzen das Essen ein, kontrollieren es über den Kopf, obwohl es etwas Lustvolles sein könnte.

Für anorektische Menschen sind das Eingrenzen und die Kontrolle besonders wichtig. Jetzt tun das viele andere um sie herum auch. Stellt sich da für Ihre Patientinnen nicht die Frage: Wieso darf ich nicht, aber alle anderen schon?

Ja, das ist eine grosse Schwierigkeit. Für sie ist es schwierig zu differenzieren. Und sie vergleichen sich auch ständig mit anderen, wollen noch weniger essen. Sich noch stärker kontrollieren.

«Fleisch muss nicht sein. Auch eine vegetarische Ernährung ist okay. Veganismus ist einfach gefährlicher.»

Sie stecken in einem Zwang.

In einem Zwang, den sich die Erkrankten selber auferlegen – aufgrund ihrer innerpsychischen Situation auferlegen müssen. Das Krankheitsbild einer Anorexie ist nah an einer Zwangsstörung. Da gibt es ganz viele Parallelen, zu unterscheiden ist manchmal schwierig. Allzu fest wollen Anorektikerinnen gar nicht dazugehören. Sie haben häufig das Gefühl, nichts Eigenes zu haben. Also sind sie auf der Suche nach Autonomie. Sie wollen beziehungsweise müssen sich noch weiter von ihren Mitmenschen abgrenzen. Immer noch ein bisschen eingegrenzter essen als die Veganer zum Beispiel.

Sie wollen noch exklusiver sein.

Ja, in der Tendenz. Anorektikerinnen fühlen sich häufig fremdbestimmt, zum Beispiel von der Mutter, um das Klischee zu nennen. Also suchen sie etwas, was nur sie bestimmen. Und das ist ihre Krankheit.

Man kann eine Anorektikerin aber auch nicht dazu zwingen, Fleisch zu essen.

Fleisch muss auch nicht sein. Auch eine vegetarische Ernährung ist okay. Veganismus ist einfach gefährlicher. Das

Risiko ist erhöht, in den alten Mustern zu bleiben. Aber eine vegetarische Ernährung ist sehr vielfältig, und das Risiko von Mangelerscheinungen ist niedriger. Zwingen kann man Anorektikerinnen aber sowieso zu nichts. Ich versuche vielmehr, ihnen ein Stück weit eine Lockerheit zu vermitteln. Zu sagen: Hören Sie, es ist mir egal, was Sie essen. Essen Sie einfach genug davon. Und es soll ihnen etwas Spass machen, ein bisschen schmecken. Sie sollen wieder auf ihren Körper hören können – die Körperkommunikation geht bei Anorektikerinnen nämlich völlig flöten.

«Mit veganer Ernährung ist es schwieriger, aus der Magersucht heraus ein normales Gewicht zu erreichen.»

Nützen Ihre Worte?

Damit gehen die Angst vor der Gewichtszunahme und die dahinterstehenden Konflikte natürlich nicht weg. Aber ich sage es trotzdem. Um einen Orientierungspunkt zu setzen.

Stichwort Gewichtszunahme:

Youtube ist geflutet von Videos junger Frauen, die beteuern, durch den Veganismus aus ihrer Essstörung gefunden zu haben. Können Sie sich vorstellen, dass das funktioniert?

Das kann ich mir vorstellen, ja. Das Hauptkriterium für die Genesung ist, ein normales Gewicht zu erreichen. Wenn das eine Anorektikerin schafft und sie sich in ihrer Lebensqualität nicht eingeschränkt fühlt, ist Veganismus völlig okay.

Wenn jetzt eine Ihrer Patientinnen sagt: «Ich will mich vegan ernähren», ist das okay?

Sie macht es sich einfach schwerer, mit veganer Ernährung zuzunehmen. Und Anorektikerinnen haben es dabei sowieso schon schwer.

Und es stellt sich die Frage: Will sich jemand wirklich gesund ernähren oder bloss sein Hungern verschleiern?

Das muss man in der Therapie herausarbeiten, inwiefern diese Krankheitskräfte noch mitspielen.

Während das Internet voller superschlanker Frauen ist, die Bilder ihres veganen Zmittags posten.

Das induziert sofort ein schlechtes Gewissen. Jemand, der sich nicht so ernährt, hat sofort das Gefühl: Oh, ich mache etwas Schlechtes, ich bin nicht perfekt und habe gesündigt. Deshalb sprach ich vorhin von der Parallele zum früheren Sexverbot. Die Trigger sind überall. Die kann man auch nicht vermeiden. Im Internet sowieso nicht, da läuft das einfach. ×

***Claudia Gramespacher behandelt grösstenteils Frauen. Es wurde deshalb auf die männliche Form verzichtet.**

Das vegane Deckmäntelchen wird vom Umfeld oft nicht durchschaut.





In kritischem Zustand: das Kantonsspital Baselland.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Kantonsspital Baselland

Vier Monate vor der Abstimmung über die Spitalfusion sind Ärzte besorgt. Sie fürchten um das Wohl der Patienten.

Verlorene Patienten und vergessene Medikamente

von Jeremias Schulthess

Es klingt beängstigend, was einige Assistenzärzte des Kantonsspitals Baselland (KSBL) im August an ihren Vorgesetzten rapportieren: Patienten seien auf den Fluren «verloren gegangen» und eher zufällig von Ärzten gefunden worden. Die Zustände im Spital in Liestal führten zu einer «direkten Patientengefährdung». Ein Insider sagt zudem: «Es ist nicht die Frage ob, sondern nur wann etwas Gravierendes passiert.»

Der TagesWoche liegen mehrere Dokumente vor, die Missstände bei der Patientenbehandlung im KSBL aufzeigen. Die darin geschilderten Zustände werden von aktuellen und ehemaligen Kaderärzten bestätigt.

Vier Monate vor der Abstimmung über die Spitalfusion zwischen dem KSBL und dem Universitätsspital Basel zeigt sich, dass das Baselbieter Spital mit einem Durcheinander und der Überforderung vieler Mitarbeitenden zu kämpfen hat.

Die Geschichte der Negativspirale beginnt 2012, als die Spitäler in Liestal, Laufen und auf dem Bruderholz unter einem Dach, dem KSBL, zusammengeführt werden. Diesem KSBL laufen Kaderärzte en masse davon. Laut Medienberichten sind es über 50 Kaderärzte, die seit 2015 gingen. Bei den Abgängen von grossen Namen macht die Kurve der Patientenzahlen jeweils einen Knick nach unten. Wenn das Spital neue namhafte Chefärzte engagieren kann, geht die Kurve leicht nach oben.

Die Tendenz ist jedoch klar: Im Schnitt verliert das Kantonsspital jeden Monat etwa 400 Fälle. Der Ertrag ging von 2012 bis 2018 um rund 48 Millionen Franken zurück – das sind etwa zehn Prozent des Gesamtertrags.

Die Geschäftsleitung sah alles voraus

Das schwerwiegendste Problem, der Abgang der Kaderärzte, hängt auch mit dem Grossprojekt Spitalfusion zusammen. Die Zukunft der Baselbieter Kaderärzte ist ungewiss; entsprechend gross die Angst, im geplanten Megaspital nur noch eine Nebenrolle zu spielen.

Auch der Spardruck und das Chaos, das auf manchen Abteilungen herrsche, trügen zum Exodus der Kaderärzte bei, sagt ein Chefarzt, der noch im Spital arbeitet. «Wer eine Option hat, geht», bringt er es auf den Punkt.

Abgänge, Patientenschwund, die ganze Negativspirale – das alles kommt nicht überraschend. Die Geschäftsleitung hat diese Entwicklungen schon zu Beginn der Fusionsplanung 2016 kommen sehen, wie ein internes Papier von damals zeigt. In einer Präsentation nennt die Geschäftsleitung die Risiken der «Transformationsplanung», darunter «Abgänge von Schlüsselpositionen im medizinischen Kader». Dadurch werde unter anderem die «Versorgungssicherheit gefährdet».

Als weitere Risiken sah die Geschäftsleitung: «Rückgang der Fallzahlen», «Operativer Betrieb kann nicht sichergestellt werden» und «Imageschaden durch negative Medienberichte».

Die Voraussagen trafen fast alle ein, wobei die Spitalleitung wohl die Heftigkeit unterschätzte. In der Analyse werden nur Laufen und Bruderholz als Risikofaktoren genannt. Dass nun auch Liestal, die eigentliche Cash-Cow des Spitals, unter der Transformation leidet, hat die Geschäftsleitung wohl überrascht. Auch im Spital des Kantonshauptortes gab es etliche Abgänge, die in einzelnen Abteilungen zu Problemen führten.

Das Schreiben einer Pflegefachfrau vom Frühling 2018 gibt Auskunft darüber, wie es in einer Abteilung in Liestal läuft. Die Mitarbeitenden in der Pflege sollten mitteilen, was sie im Alltag vernachlässigen, wo es Probleme gibt. Die Auflistung der Vernachlässigungen, die eineinhalb Seiten umfasst, liegt der TagesWoche vor. Darin steht zum Beispiel:

- «Bei der Körperpflege wurde nur das Nötigste gemacht, obwohl Patienten vielleicht gerne geduscht hätten.»
- «Rapport an Spätdienst oder Nachtwache nahm extrem an Qualität ab, viele Tätigkeiten wurden vergessen abzugeben.»
- «Die Betten wurden sehr selten neu bezogen.»
- «Patientengespräche bei psychischen Belastungen wurden oft nicht durchgeführt (man ging diesen bewusst aus dem Weg).»
- «Es gab viele Medikamenten-Verordnungen mit falschen Dosierungen. Diese mussten wieder von den Ärzten umverordnet werden (benötigt immer sehr viel Zeit).»

Die Auflistung wurde an die Geschäftsleitung weitergeleitet. Die KSBL-Mediensprecherin Anita Kuoni schreibt dazu, man nehme die Rückmeldungen aus den Fachbereichen sehr ernst. Sie tut die E-Mail aber – wie auch die anderen Schreiben, die der TagesWoche vorliegen – als Einzelmeinung ab: «Veränderungen können Ängste, Unsicherheiten und individuell sehr unterschiedliche Reaktionen auslösen.» Damit sei die Geschäftsleitung jeden Tag konfrontiert.

Hausärzte mit schlechtem Gewissen

Dass im Spitalalltag in Liestal nicht alles rund läuft, bestätigen auch zwei Briefe, die Hausärzte aus dem Oberbaselbiet vor einem Jahr an Spitaldirektor Jürg Aebi schickten. Hintergrund war der Abgang von mehreren Kaderärzten, der das Spital aus Sicht der Hausärzte schwächte.

In einem ersten Brief, der von 19 Hausärztinnen und Hausärzten unterzeichnet wurde, ist von «massivem Vertrauensverlust», «Fehldiagnosen» und «fehlenden Kompetenzen» die Rede. «Insbesondere zeigt sich auf der Orthopädie und der

Gynäkologie ein bedenkliches Bild (seit Jahren), welches eine Zuweisung unsererseits mit gutem Gewissen eigentlich nicht mehr ermöglicht.»

Ein zweiter Brief, von 30 Hausärztinnen und Hausärzten unterschrieben, beklagt ebenfalls den Verlust von namhaften Kaderärzten: «Wenn solche Leuchttürme das Spital verlassen, obwohl sie schon jahrelang engagiert im Spital arbeiten, geht extrem viel Substanz verloren. Wegen Ihnen als CEO oder Ihrer Verwaltung, Herr Aebi, schicken wir keinen einzigen Patienten nach Liestal, sondern genau wegen diesen Zusammenarbeitspartnern.»

Drei Ärzte, die die Briefe damals unterschrieben, sagen heute, es habe sich einiges verbessert. Die KSBL-Leitung sass mit den Hausärzten zusammen und ging auf ihre Wünsche ein. In Liestal sei die Lage heute weitgehend stabil, urteilen die drei Ärzte mit Blick von aussen.

Warnruf der Assistenzärzte

Von innen klingt es etwas anders. Das eingangs erwähnte Schreiben einiger Ärzte gibt Einblick in chaotische Zustände.

Die Assistenzärzte aus der Abteilung Chirurgie in Liestal schreiben, den Patienten würden Urinkulturen falsch abgenommen, Infusionen falsch gegeben, Antibiotika-Abgaben gingen vergessen. Der Grund dafür: Die Pflegekräfte kommen aus fachfremden Abteilungen und wurden nicht richtig eingearbeitet.

Auch komme es vor, dass ein Notfallpatient in der Nacht hereinkomme und erst um die Mittagszeit oder am Nachmittag darauf von einem Arzt besucht werde. Dies sei gefährlich, denn: «Handelt es sich um gravierende medizinische Probleme, ist unter Umständen eine schnelle Intervention erforderlich. Hieraus resultiert unserer Meinung nach eine direkte Patientengefährdung.»

Die Ärzte nennen noch ein weiteres Beispiel für Patientengefährdung: Auf einigen Stationen fehle medizinisches Material. Dieses müsste bei Bedarf aus der chirurgischen Abteilung mitgebracht oder geholt werden. «Sollte beispielsweise eine akute, vital bedrohliche Blutung aus einem gerade operierten Gefäss auftreten, wäre eine schnelle Klemmung (und Stabilisierung) nicht möglich, da kein Material auf der Station vorhanden wäre.»

Weiter ist die Rede von wechselndem Pflegepersonal, unklaren Zuständigkeiten und «massivem Stress».

Dass Spardruck und Spitalumbau mit diesen Zuständen zu tun haben, ist naheliegend; für die Kaderärzte, mit denen die TagesWoche sprach, ist der Zusammenhang offensichtlich.

Ein Kernproblem sei, dass nicht genügend gut ausgebildete Ärzte gefunden werden. Und bei denen, die sich anstellen lassen, dauere es einige Zeit, bis sie mit den Abläufen vertraut sind. So erklärt ein Kaderarzt den Zerfall am KSBL.

Die offiziellen Zahlen zeigen: Die Fluktuation insbesondere bei den leitenden

Ärzten und Chefärzten ist enorm. Bei allen Ärzten ausser Assistenz- und Oberärzten, die naturgemäss häufig wechseln, lag die Fluktuationsrate in den vergangenen zwei Jahren im Schnitt bei 9,8 Prozent. Zum Vergleich: Beim Universitätsspital Basel betrug sie 3,7 Prozent.

«Das KSBL ist nach der Zusammenlegung der drei Standorte sicher nicht effizienter geworden.»

Ehemaliger KSBL-Kaderangestellter aus der Verwaltung

Ein Blick in die Geschäftsberichte zeigt, dass seit 2012 bei den Pflegekräften massiv gespart wurde. Der Lohnaufwand für die Ärzte stieg moderat, in der Administration nahm er hingegen massiv zu.

Das KSBL sei nach der Zusammenlegung der drei Standorte sicher nicht effizienter geworden, drückt es ein ehemaliger Kaderangestellter aus der Verwaltung vorsichtig aus.

Tatsächlich gibt das KSBL deutlich mehr für seine Verwaltung aus als andere Spitäler. Bei vergleichbaren Institutionen wie dem Kantonsspital Aarau oder den Solothurner Spitälern machte der Bereich Verwaltung im vergangenen Jahr zwischen sechs und neun Prozent des gesamten Lohnaufwands aus – beim KSBL waren es 15 Prozent.

Fusion als Erlösung?

Die Planung der Spitalfusion kostet ebenfalls einiges: Das KSBL kommuniziert offiziell, für die Phase 2016 bis 2019 zahle das Spital 6,5 Millionen Franken. Ein Insider sagt hingegen, die bisherigen Kosten seien deutlich höher als das, was das KSBL offiziell kommuniziere.

Klar ist, die Geschäftsleitung wartet gespannt auf den 10. Februar, wenn in Baselland und Basel-Stadt über die Fusion abgestimmt wird. Aus Geschäftsleitungskreisen sei im Moment häufig zu hören, man müsse nur bis zum 10. Februar durchhalten – dann werde alles besser. So sagen es zwei Quellen aus dem Spital übereinstimmend.

Mit der Aussage konfrontiert, antwortet KSBL-Sprecherin Kuoni: «Es ist selbstredend, dass die Volksabstimmung vom 10. Februar entscheidend sein wird.» Für die Mitarbeitenden sei die derzeitige Phase «eine grosse Belastung», die Geschäftsleitung freue sich, dass nach der Abstimmung «endlich ein definitiver Entscheid vorliegen wird».

Dass die Geschäftsleitung intern Durchhalteparolen durchgibt, streitet Kuoni indes nicht ab. Für den Spitaldirektor werden es lange vier Monate bis zum 10. Februar 2019. ×



Der Schaden ist angerichtet, die Plädoyers wurden gehalten, doch die Urteilsverkündung erfolgt wohl erst im Dezember.

Strafgericht

Der Prozess gegen angebliche Randalierer ist ein Sinnbild für einen Rechtsstaat, dem zuweilen die Hände gebunden sind. Das ist nicht nur ein Nachteil, sagt ein alt Gerichtspräsident.

Warum sich der Rechtsstaat so schwer tut mit dem «Saubannerzug»



FOTO: IMAGO

von Catherine Weyer

Acht Stunden Frust: So könnte man den ersten Tag des «Saubannerzug»-Prozesses am Strafgericht Basel zusammenfassen. Die Probleme begannen schon bei der Wortwahl. Darf man das Delikt als «Saubannerzug» bezeichnen? Oder handelte es sich um eine Demonstration von «jungen, engagierten Leuten», wie es einer der Verteidiger ausdrückte?

Nicht nur das Gelächter im Zuschauer-saal bewies, wie absurd letztere Aussage war. Fakt ist: Während des halbstündigen Marsches durch die Stadt am 24. Juni 2016 schaffte es die unbekannt Gruppe, einen enormen Sachschaden zu hinterlassen. Ein unmögliches Unterfangen, wäre es nicht geplant gewesen. Und wer nimmt Farbbeutel und -gläser sowie Spraydosen, mit an eine Demonstration, wenn er diese Utensilien nicht einsetzen will?

In ihrem Plädoyer am Donnerstag vergangener Woche zeichneten die drei Staatsanwälte das Bild einer Horde wildgewordener Linksextremer. «Es handelte sich nicht um eine unbewilligte politische Demonstration, die aus dem Ruder gelaufen ist. Es war ein Vandalenumzug, bei dem es darum ging, einen hohen Sachschaden zu verursachen», sagte Staatsanwalt Flavio Noto.

Es sei nur dem Zufall zu verdanken, dass es bei der «Zerstörungsrally», wie Noto es nannte, keine Schwerverletzten gegeben habe. Den Beschuldigten sei bewusst gewesen, was sie anrichten könnten, wenn sie faustgrosse Steine auf Polizisten werfen: «Sämtliche Beteiligte haben sich schuldig gemacht.» Auch jene, welche die Steinewerfer vor der Polizei abgeschirmt hätten.

Die Taten sind passiert, da gibt es keinen Zweifel. Jedoch: Waren es die Angeklagten? Und was genau haben sie verbrochen? Die Staatsanwaltschaft fordert Freiheitsstrafen von zwei Jahren – für alle Beteiligten.

Die Staatsanwaltschaft ist nicht in der Lage, einzelnen Personen bestimmte Straftaten anzulasten.

Nach der allgemeinen Forderung wurden den einzelnen Angeklagten entweder Monate abgezogen – weil sie zum Zeitpunkt der Tat noch sehr jung waren oder eine lange Untersuchungshaft hinter sich haben – oder es wurden zusätzliche Monate verlangt, zum Beispiel weil sie sich äusserst unkooperativ zeigten oder die Wiederholungsgefahr enorm hoch sei.

Für diejenigen, die vorbestraft sind, forderte die Staatsanwaltschaft unbedingte oder teilbedingte Haftstrafen. Das heisst: Einige der Angeklagten müssten für mehrere Jahre ins Gefängnis, sollte das Gericht den Forderungen der Staatsanwaltschaft nachkommen.

Welche konkreten Beweise gibt es?

Das grosse Problem der Staatsanwaltschaft: Sie ist nicht in der Lage, einzelnen Personen bestimmte Straftaten anzulasten. Zwar gibt es Bilder von Überwachungskameras, doch auf diesen können die verummten Gestalten nicht identifiziert werden. Und die Rapporte, welche die Polizisten in der Nacht vom 24. Juni 2016 verfassten, wollen die Verteidiger nicht gelten lassen. Was bleibt dann noch?

13 der Angeklagten wurden noch in derselben Nacht verhaftet, teilweise waren sie noch schwarz gekleidet und verummmt, bei einigen stellte die Polizei Farbspritzer sicher oder Gummihandschuhe, bei einem sogar einen Pfefferspray. Bei den fünf weiteren Angeklagten, die nicht verhaftet worden waren, konnten entweder DNA-Spuren nachgewiesen werden oder es liess sich eine Beteiligung herleiten über Nachrichten, die am Tag des Vorfalls verschickt worden waren.

Mit diesen Indizien will die Staatsanwaltschaft beweisen, dass die Angeklagten auch Täter sind. Aber wer von ihnen die Scheiben der Vaudoise-Versicherung einschlug, wer die Helvetia-Fassade ver-

sprühte und wer Steine auf die anrückenden Polizisten warf, konnte sie in ihrem Plädoyer nicht belegen. Damit wird sie es mit ihren Forderungen schwer haben.

«Sippenhaft geht nicht»

Peter Albrecht war 24 Jahre lang Gerichtspräsident am Basler Gericht für Strafsachen und ist emeritierter Professor der Universität Basel. Er kennt die Tücken des Gesetzes, die von der Staatsanwaltschaft viel an Beweislast verlangen, um eine Verurteilung erwirken zu können.

Peter Albrecht, weshalb ist es in diesem Verfahren so schwierig, über die einzelnen Personen zu urteilen?

Es ist beinahe unmöglich, den einzelnen Angeklagten die Straftaten der Sachbeschädigung oder Körperverletzung nachzuweisen. Hier müssen Sie klare Beweise vorbringen, dass diese Person ein konkretes Delikt begangen hat – also eine Scheibe zerstört oder einen Gegenstand gegen einen Polizisten geworfen hat. Oder man muss eine Mittäterschaft nachweisen können.

Ist das bei jeder Straftat der Fall?

Nein, beim Landfriedensbruch ist die Beweislast viel einfacher. Hier reicht es zu beweisen, dass Sie beim Landfriedensbruch anwesend waren und sich nicht rechtzeitig entfernten. Ein Schuldspruch ist viel einfacher, die Bestrafung ist aber auch milder, als wenn noch eine Sachbeschädigung dazukommt. Derzeit sind allerdings Bestrebungen im Gange, den Strafraumen zu verschärfen.

Also macht man sich sehr schnell des Landfriedensbruchs schuldig, etwa bei einer Häuserbesetzung oder einer Demonstration?

Ja, der Tatbestand ist sehr schnell erfüllt. Und oftmals kann man damit die Beweisproblematik umgehen. Weil es oftmals schwer ist, jemanden wegen einer Sachbeschädigung anzuzeigen, weichen die Kläger auf den Landfriedensbruch aus. Das beobachtet man oftmals bei Demonstrationen, die aus dem Ruder laufen, oder bei Auseinandersetzungen nach Fussballspielen.

«Es stimmt einfach nicht, dass alle im gleichen Ausmass schuldig sind.»

Weshalb gibt es denn so selten Verurteilungen wegen Sachbeschädigungen?

Wenn eine ganze Gruppe von Leuten beteiligt ist, ist es enorm schwer zu sagen, wer was getan hat. Gerade, wenn die Leute verummmt waren. Deshalb hat die Justiz solche Probleme. Die Staatsanwaltschaft geht allerdings von einer Mittäterschaft aus, das heisst, sie sagt, dass mehrere Leute zusammen eine Straftat begangen haben.

Und warum kann dann nicht die Gruppe als Ganzes verurteilt werden?

Weil es schlicht nicht stimmt, dass alle im gleichen Ausmass schuldig sind. Man darf nicht eine Sippenhaft einführen. In einem Schuldstrafrecht sind die Sanktionen so festzusetzen, dass die Schuld des Einzelnen angemessen zugeteilt wird. Ansonsten wäre das Verfahren ja hochgradig ungerecht.

Ungerecht ist es aber dennoch: Am Ende ist niemand für die Sachbeschädigung verantwortlich, die Opfer bleiben auf dem Schaden sitzen.

Im Strafrecht gibt es oft diese Situation, dass Täter nicht zur Rechenschaft gezogen werden können. Es passiert nicht nur bei Demonstrationen, sondern auch bei Verkehrsunfällen oder Vermögensdelikten. Es gibt immer eine grosse Dunkelziffer, Fälle wie bei diesem «Umzug» werden einfach sehr stark in der Öffentlichkeit verhandelt.

Die Verteidiger kritisieren, dass ihre Mandanten teilweise monatelang in Untersuchungshaft sassen und erst nach Haftbeschwerden entlassen wurden. Ist das Verhalten der Strafverfolgungsbehörden legitim?

Die lang andauernde Untersuchungshaft ist eine äusserst negative Entwicklung, die ich im Kanton Basel-Stadt beobachte. Und dies betrifft nicht nur Fälle, bei denen es um eine ausgeartete Demonstration geht, es handelt sich um ein generelles Phänomen. Die Entwicklung ist äusserst bedenklich, schliesslich haben wir eine Unschuldsvermutung und ein Freiheitsrecht. Vielleicht erhofft man sich, dass die lange Untersuchungshaft geständnisfördernd ist. Sie wird ganz sicherlich sehr bedenkenlos angewandt und zum Teil auch missbräuchlich.

Ein weiterer Kritikpunkt ist, dass ein Grossteil der Beweise aus Polizeirapporten stamme. Die Polizisten seien jedoch keine Zeugen, wenn sie nicht vorgeladen werden und von der Verteidigung konfrontiert werden können. Ist das nicht eine etwas eigentümliche Argumentation?

Zeugenaussagen sind immer heikel, wenn die Personen direkt betroffen sind,



«Die lang andauernde Untersuchungshaft ist eine äusserst negative Entwicklung, die ich in Basel-Stadt beobachte.»

Peter Albrecht, alt Gerichtspräsident

und das sind in diesem Fall beinahe alle. Stellen Sie sich vor: Ein Polizist steht einer Menge Demonstranten gegenüber, wird bedroht und angegriffen und nimmt einzelne Personen fest. Wenn er danach seinen Rapport verfasst, wird er wohl nicht in einer besonders sachlichen Verfassung sein. Er ist emotional, wie es jeder Mensch in diesem Moment wäre. Das macht die Sachlage so schwierig.

Wie kann die Staatsanwaltschaft diesem Problem begegnen?

Indem sie möglichst viele Zeugen bringt, die unabhängig sind und ähnliche Aussagen tätigen. Das stärkt die Position der Staatsanwaltschaft. Und ob sie auch andere Beweismittel hat, wie Schäden oder Spuren.

Die Angeklagten schweigen zu den Vorwürfen. Macht sie das in Ihren Augen verdächtig?

Es ist in unserer Prozessordnung verankert, dass ein Angeklagter die Aussage

verweigern kann. Im Einzelfall ist es an der jeweiligen Verteidigung zu überlegen, ob diese Strategie sinnvoll ist.

Glauben Sie, dass es zu einer

Verurteilung in globo kommen wird?

Es ist ein enorm schwieriger Prozess, schon allein wegen der hohen Zahl der Angeklagten. Allein die Verhandlungsführung erfordert enormes Durchsetzungsvermögen vonseiten des Gerichtspräsidenten. Und die Staatsanwaltschaft muss 18 Leuten konkrete Taten nachweisen können, ansonsten wird es schwierig. Ein Schuldspruch wegen Landfriedensbruch ist gut möglich. Einer wegen Mitäterschaft bei Körperverletzung und Sachbeschädigung dürfte schwierig sein.

Wäre es an der Zeit, das Gesetz so anzupassen, dass ein Mob, der so grossen Schaden anrichtet, einfacher verurteilt werden könnte?

Man könnte tatsächlich die Strafbestände bei Sachbeschädigungen und Körperverletzung so formulieren, dass eine Verurteilung einfacher möglich wäre. Dagegen würde ich mich allerdings dezidiert wehren.

Weshalb?

Weil ansonsten die Gefahr besteht, dass das Gesetz immer so grosszügig ausgelegt wird. Wenn Sie dann bei einer Demonstration mitlaufen und einzelne Individuen schmeissen mit Steinen, könnten Sie wegen schwerer Körperverletzung angeklagt werden. Dass nicht jeder Schuldige verurteilt werden kann, ist der Preis, den wir für unsere Demokratie und für unseren freiheitlichen Staat zahlen. Das mag allenfalls problematisch sein, aber das Gegenteil wäre viel schlimmer. ×

ANZEIGE

Cartoonmuseum Basel
présente — presents
LE MONDE DE
10.11.2018 — 24.3.2019
TARDI

**PERFORMANCE
PUTAIN DE GUERRE! —
LE DERNIER ASSAUT**
Samstag, 10.11.2018, 20 Uhr
Volkshaus Basel

Der Zeichner Jacques Tardi
zusammen mit der Sängerin
Dominique Grange und der
Band Accordzêâm in einem
fulminanten Spektakel.

OO

Marcel Rohr wird neuer Chefredaktor der BaZ. Der bisherige Sportchef will die Zeitung auf ein neues Level hieven.

«Ideologien sind mir ein Gräuel»

von Yen Duong

Thematisch hat sich Marcel Rohr nie übers Stadion hinausgewagt. Was der langjährige Sportchef der BaZ politisch denkt, ist unbekannt, ebenso welches Verständnis von politischem Journalismus der 51-Jährige hat und wo er dessen gesellschaftliche Bedeutung verortet.

Vor diesem Hintergrund ist seine Ernennung wenig überraschend. Rohr ist die Antithese zu Markus Somm. Seine politische Stimme muss er erst finden. Er kann sie so anlegen, dass sie weder aktuelle Leser verprellt noch die vielen ehemaligen in ihrer Ablehnung bestärkt, die vom aggressiven rechtspopulistischen Kurs der Somm-BaZ nichts wissen wollten.

Ein talentierter Organisator

Rohr gilt als talentierter Organisator, als Motivator. Er ist entsprechend gut gelitten am Aeschenplatz. Respekt hat er sich erarbeitet, indem er als Einziger in der Chefredaktion regelmässig Markus Somm kritisierte. Publizistisch bestehen dagegen grosse Vorbehalte, ob er die BaZ, wie er ankündigt, auf ein neues Niveau heben können. Vieles dürfte davon abhängen, ob es ihm gelingt, eine fähige Führungsscrew um sich zu scharen.

Herr Rohr, herzliche Gratulation zu Ihrem neuen Job. Was haben Sie nun mit der BaZ vor?

Mein Anspruch ist es, Aufbruchstimung am Aeschenplatz zu erzeugen und die BaZ ins digitale Zeitalter zu führen, das heisst, den Brand Baz.ch zu stärken. Hier gibt es noch viel Luft nach oben. Das Team soll lernen, konvergent zu arbeiten. Gleichzeitig möchte ich eine lesenswerte und lebendige Zeitung machen. Im Idealfall gelingt es uns, Leser zurückzugewinnen.

Und wie viele Leser wollen Sie zurückerobern?

Es wäre unverantwortlich, heute eine Zahl zu nennen. Ich bin aber zuversichtlich, dass uns dieser Spagat gelingen wird, zumal wir mit Tamedia eine starke Partnerin im Rücken haben.

Werden Sie Entlassungen vornehmen?



«Wenn ich den Job in zwei Monaten antrete, wird die Uhr politisch auf die Stunde null gestellt.»

Marcel Rohr, desigrierter BaZ-Chef

Tamedia hat bereits kommuniziert, dass es im Verlagsbereich gewisse Veränderungen geben wird. In der Redaktion ist kein Abbau geplant.

Wie wollen Sie mit der bestehenden Crew, die zum Ruf der BaZ als rechtes Kampfblatt beigetragen hat, Leser zurückerobern?

Ich fange Anfang 2019 als Chefredaktor an und werde dann schauen, wo Veränderungen nötig sind. Grundsätzlich finde ich aber, dass jeder eine Chance verdient hat, zumal wir viele fähige Leute haben.

In welche Richtung wird sich der Lokalteil, der in der Vergangenheit oft für Empörung sorgte, entwickeln?

Der Regionalteil hat tolle Geschichten gemacht. Für mich ist aber klar: Wenn ich den Job antrete, wird die Uhr politisch auf die Stunde null gestellt. Ich komme weder aus der linken noch aus der rechten Ecke.

Sie sind politisch ein unbeschriebenes Blatt. Ein Handicap für einen Chefredaktor?

Man kann das als Handicap sehen, aber für mich ist es eine riesige Chance. Ich stehe für lebendigen Journalismus, und über diesen soll man in dieser Stadt reden. Ideologien sind mir ein Gräuel – ob links oder rechts. Ich bin offen für alles und will einfach gute Geschichten, immer mit dem nötigen Respekt.

Ihr Vorgänger Markus Somm schrieb jeden Samstag einen Leitartikel. Wie wollen Sie als Sportjournalist dem Blatt ein Gesicht geben?

Das ist eine grosse Herausforderung, die ich gerne annehme. Ich weiss nicht, wie viele Kommentare ich schreiben werde, aber ich werde starke Leute um mich haben. Wir werden sehen, in welche Richtung es gehen wird. Es ist mir aber bewusst, dass ich die BaZ als Chefredaktor nicht nur durch Sport und Fussball prägen kann. Es kommt ein neuer Abschnitt auf mich zu – und das wünschte ich mir auch so.

In einem Interview mit dem «Schweizer Journalist» sagten Sie: «Für mich ist die Politik ein System, ein riesengrosser Strafraum, in dem ich mich als Journalist zutiefst unwohl fühlen würde.» Im Baselbiet sind im März 2019 Gesamterneuerungswahlen, in einem Jahr sind Stände- und Nationalratswahlen. Es kommen also unangenehme Zeiten auf Sie zu.

Ich stehe zu dieser Aussage, die ich vor einem Jahr gemacht habe, weil ich damit zum Ausdruck bringen wollte, dass meine ganze Konzentration dem Sport und der Sportredaktion gilt. Mittlerweile hat sich aber einiges geändert. Als Chefredaktor gilt meine ganze Aufmerksamkeit der ganzen BaZ. Ich bin bereit, mich in jedes Themenfeld einzulesen.

Gab es in den letzten Jahren Fehlentwicklungen bei der BaZ?

Wenn man derart stark polarisiert wie Markus Somm, muss man damit rechnen, Leser zu verlieren. Ich möchte die Zeitung aus der Ecke herausholen, in der sie heute steht, und sie auf ein neues Level hieven. Es soll mehr um Journalismus gehen.

Also soll die BaZ künftig weniger vom Presserat kritisiert werden?

(Lacht). Ich hatte in meinen 30 Jahren als Journalist nie mit dem Presserat zu tun. Selbstverständlich ist es mein Ziel, solche Fälle zu verhindern. Eine Zeitung hat verloren, wenn sie unglaubwürdig und langweilig ist. Ich stehe dafür ein, dass dies bei der BaZ nicht passiert.

Dem «Schweizer Journalist» sagten Sie auch: «Ich bin schon nachts im Bett gelegen und habe mit offenen Augen davon geträumt, so süffig und pointiert schreiben zu können wie Roger Köppel. Er ist brilliant.» Woher diese Bewunderung?

Roger Köppel ist ein hervorragender Journalist, genauso wie Markus Somm. Es gibt ganz viele Journalisten, die im Geheimen gerne so Sätze formulieren können würden wie Köppel. Er animiert die Leute dazu, über die Schweiz nachzudenken. Dafür bewundere ich ihn. ×

Klybeck plus

Zwischennutzer ziehen ein

von Dominique Spirgi

Es war ein oft geäussertes Wunsch zur Umwandlung des Industrieareals Klybeck plus in ein neues Stadtquartier, dass gewisse Gebäude während der langen Planungszeit zwischen genutzt werden können. So könnten sich Impulse für die künftige Nutzung ergeben.

Die BASF geht auf diesen Wunsch ein. Sie gibt im Norden des Areals drei Gebäudekomplexe für fünf Jahre zur Zwischenutzung frei. Die notwendigen Umbau- und Instandstellungsarbeiten sind so weit vorangeschritten, dass im Dezember die ersten Ankermieter einziehen werden.

Verantwortlich für die Vergabe ist das Unternehmen mit dem Namen Unterdessen, das bei der Zwischennutzungsvermittlung beinahe schon eine Monopolstellung in Basel einnimmt. Doch auch für dieses ist das Projekt mit 5500 Quadratmetern Fläche eine riesige Kiste. «Seine Komplexität ist an der oberen Grenze dessen, was wir bisher betreut haben», lässt Projektleiter Christoph Peter verlauten.

Komplex gestaltet sich das Ganze nicht zuletzt dadurch, dass höchst unterschiedliche Räumlichkeiten zur Verfügung stehen: von grossen Hallen, die einer öffentlichen Nutzung zugeführt werden sollen,

bis zu Büros für Start-ups aus der Kreativwirtschaft. Unterdessen hat er über 300 Anfragen erhalten. Noch sind nicht alle zukünftigen Nutzungen festgelegt.

Zu den ersten Mietern werden unter anderen Künstlerinnen und Künstler aus der Ateliergenossenschaft Klingental gehören, die ihre langjährige Bleibe auf dem Kasernenareal wegen dessen Umbau verlassen mussten. Zu den weiteren Erstmietern gehören eine Architektengemeinschaft, Kreativwirtschaftler, die Redaktion der Quartierzeitung «Mosaik» und der Verein Migranten helfen Migranten.

Gastronomie und Konzerte

Laut Christoph Peter gibt es auch einige «stimmigen Ideen» für öffentliche Nutzungen wie eine Sport- oder Kulturhalle, eine Fotogalerie oder einen Werkraum, der für Workshops zur Verfügung stehen könnte.

Ziemlich weit fortgeschritten ist ein Projekt, das zum öffentlichen Herzstück werden könnte: Ein Verein mit Namen Kieswerke St. Johann hat ein Baugesuch eingereicht für eine Veranstaltungshalle mit Bar, Konzerten, DJs und Mittagsmenüs. Hinter dem «Humbug» genannten Projekt stehen der Schauspieler und Gastronom Markus Wolf und Charlotte Wirthlin, die «Platanenhof»-Wirtin. Das Projekt wird von der Christoph Merian Stiftung mit 80 000 Franken unterstützt.

Bei einer Veranstaltung für Quartierbewohner kristallisierten sich vor allem zwei Wünsche heraus: ein «Dorfplatz» und öffentliche Räumlichkeiten, die man auch ohne Konsumzwang nutzen kann. ×

Streifen der Woche

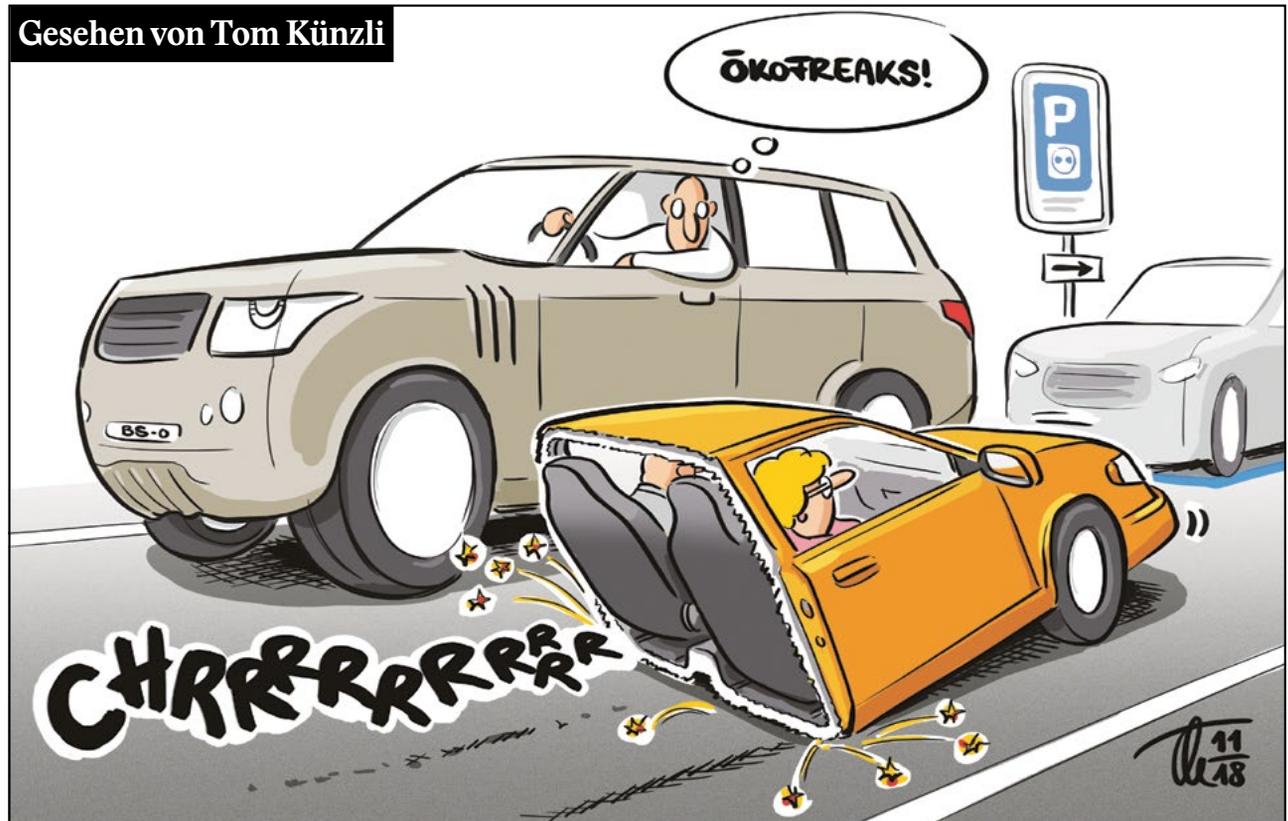


Pageri

von Tawo

Mit einem kräftigen Tritt mit den Hinterhufen können Zebras notfalls einen Löwen in die Flucht schlagen. Diese Erfahrung wird Pageri wahrscheinlich verwehrt bleiben. Das Fohlen der Art *Equus quagga boehmi* wurde nämlich im Zoo Basel geboren und seine Savanne bleibt wohl auch dann eine gestaltete Landschaft, wenn er sich als Junghengst in etwa zwei Jahren von seiner Mutter lösen wird. Diese heisst übrigens Chambura, ist 13 Jahre alt und beschützt ihr Fohlen vorbildlich, wie der Zoo schreibt. Der nach einer Stadt im Sudan benannte Pageri ist ihr bereits siebtes Junges. Der Vater des Fohlens ist der achtjährige Tibor. ×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 44-Jährige wohnt in Bern.

Mobilität

Parkkarten werden teurer

von Reto Aschwanden

Der Regierungsrat will die Verfügbarkeit von Strassenparkplätzen erhöhen: Laut einer Medienmitteilung soll in Zukunft jeder zehnte bis zwanzigste Parkplatz frei sein.

Darum erhöht die Regierung die Preise: Anwohner-Parkkarten kosten neu 284 statt 140 Franken im Jahr. Wochenaufenthalter und Personen, die ihr Auto nicht in Basel immatrikuliert haben, also anderswo Motorfahrzeugsteuer entrichten, zahlen 548 Franken. Parkkarten für Pendler verteuern sich von 700 auf 860 Franken. Besucherkarten kosten 20 statt 10 Franken pro Tag.

Pro Person ist nur noch eine Anwohnerkarte erhältlich. Personen, die sich privat ein Auto teilen, können jedoch je eine für ihre Wohnadresse beziehen.

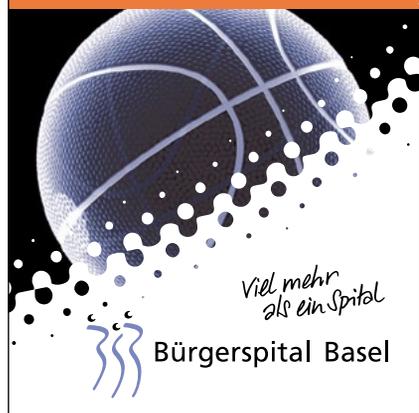
Die Gebührenerhöhungen der Anwohner- und der Pendlerkarten treten am 1. Januar in Kraft, alle weiteren am 1. März. Die Gebühren decken nur 15 bis 25 Prozent der tatsächlichen Kosten: «Parkplätze im Strassenraum sind und bleiben also stark subventioniert», schreibt die Regierung.

Sie möchte auch mehr Parkings für Anwohner. Dafür muss der Grosse Rat einige Gesetze anpassen. Unter anderem schlägt die Regierung vor, einen Teil der Mehreinnahmen aus dem Parkkarten-Verkauf in den Pendlerfonds zu stecken und diesen in Mobilitätsfonds umzubenennen. Dieser soll der Finanzierung «umweltfreundlicher Mobilität» dienen. x

ANZEIGE

Reha Chrischona

Die Rehabilitationsklinik in Ihrer Nähe.
www.buespi.ch



Auch die Akustik im Jazzcampus soll ausgezeichnet sein.

FOTO: GEORG AERNI

Preise für Häuser

Der Kanton baut gern ausgezeichnet

von Dominique Spirgi

Der Lichthof des Basler Baudepartements war zum Bersten voll, als die beiden Basler Regierungen die «Auszeichnungen Guter Bauten 2018» verliehen. Kein Wunder, denn bei der alle fünf Jahre anberaumten Prämierung gab es 35 Preisträger – jeweils im Doppel, denn neben den Architekten werden auch die Bauherren gewürdigt.

Um genau zu sein, handelt es sich nicht um 35 Preisträger, sondern um 35 Bauvorhaben. Denn in der Region hinterlassen gewisse Bauherren und Architekten zahlreiche Spuren. Ein Mitglied der unabhängigen Fachjury beschreibt es so: «Etwas schade, aber offenbar nicht zu vermeiden, dass die üblichen Verdächtigen, also die bekannten Meister ihres Faches, die Auszeichnungen dominieren.»

Und so kommt man in Basel rasch auf Herzog & de Meuron. Das Grossbüro heimste gleich fünf Auszeichnungen ein. Der Roche-Turm findet sich nicht unter den prämierten Werken, dafür das Hochhaus «Asklepios 8» auf dem Novartis-Campus. Neben dem Ricola Kräuterzentrum in Laufen, dem Helsinki Dreispitz-Wohnhaus, dem Naturbad Riehen und der Villa Hammer.

Mit fünf Auszeichnungen liegen Herzog & de Meuron aber nicht an der Spitze der Preissammler. Diese nimmt der Kanton Basel-Stadt beziehungsweise Immobilien Basel-Stadt mit acht Auszeichnungen als Bauherrin ein – unter anderem für den Erweiterungsbau des Kunstmuseums von Christ & Gantenbein, das Primarschulhaus Erlenmatt von Luca Selva und, etwas überraschend, für den Klybeckquai von Fontana Landschaftsarchitektur.

Selva und Fontana Landschaftsarchitektur gehören ebenso zu den mehrfach Ausgezeichneten wie die Stiftung Habitat (Jazzcampus, Stiftungssitz, Baustein 1 auf dem Areal Erlenmatt Ost).

Weil der Kanton so viele Auszeichnungen erhielt und Jurypräsident Andreas Ruby nicht anwesend sein konnte, kam es zur etwas seltsamen Situation, dass Baudirektor Hans-Peter Wessels im eigenen Haus wieder und wieder die eigenen Leute auszeichnen musste (oder durfte). Der Kanton Basel-Landschaft muss sich als Bauherr des FHNW-Campus in Muttenz mit nur einer Auszeichnung zufriedengeben. x

www.auszeichnungguterbauten-bl-bs.ch

ANZEIGE

Fr 02.11. 20:00

«Signs, Games and Messages» – Camerata variable

Sa 03. / So 04.11. 20:00 · 19:00 Einführung
«Xenakis plus» – Ensemble Phoenix Basel

Di 06. / Mi 07. / Do 08.11. 20:00

«Im Nebel» (UA) – Knabekantorei Basel

Sa 10.11. 11:45 · Herbstmesse, Münsterplatz
«Looping Journey 4» – Improvisationen in der Luft
Treffpunkt: Kettenkarussell

Sa 10.11. 17:00 / So 11.11. 11:00 & 14:30
«Idomeneo» – gare des enfants

Mo 12.11. 20:00

«Memory & Silence» – Glass Farm Ensemble

Di 13. / Mi 14.11. 20:00 · Route des voix
«Pas de cinq?» – SoloVoices & Daniele Pintaudi

GARE DU NORD

T +41 61 683 13 13

www.garedunord.ch

Bildstoff

360°

Hambacher Forst

Mit Schirm, Schwung und Schutzanzug versuchen Aktivisten den Abbau von Braunkohle zu verhindern. Und mit einem Panzerfahrzeug sieht so eine Demo doch gleich viel besser aus.

MICHAEL TRAMMER/
IMAGO



Tecun Uman

Wandern für eine bessere Zukunft. Menschen aus Mittelamerika haben sich zu Hunderten zusammengeschlossen und ziehen Richtung USA. Hier überqueren sie die Grenze von Guatemala nach Mexiko.

CARLOS GARCIA RAWLINS/
REUTERS



Kalkutta

Hierzu fällt uns eine hinduistische Weisheit ein: Wenn einer den Lachen den Kopf verdreht, lässt das den Gott mit dem Affengesicht kalt.

RUPAK DE CHOWDHURI/
REUTERS





Ciudad Juarez

Jetzt ist Geduld gefragt. Der Zug der Migranten muss noch Hunderte Kilometer zu Fuss zurücklegen. Beamte der US-Einwanderungsbehörde haben trotzdem schon mal auf der Grenzbrücke Stellung bezogen.

JOSE LUIS GONZALEZ/
REUTERS



Sivry-sur-Meuse

Apropos warten: Dieser Blindgänger aus dem Ersten Weltkrieg lag Jahrzehnte lang auf dem Grund der Meuse nahe Verdun. Rechtzeitig zum 100. Jubiläum des Waffenstillstands wurde er geborgen.

PASCAL ROSSIGNOL/
REUTERS



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Ackermann, Elisabeth, von Basel/BS, 22.09.1937–15.10.2018, Muesmattweg 33, Allschwil, wurde bestattet.

Bächlin, Hedy, von Basel/BS, 11.12.1935–24.10.2018, Baselmattweg 177, Allschwil, wurde bestattet.

Bürli, Alois, von Fischbach/LU, 24.10.1933–22.10.2018, Carmenstr. 34, Allschwil, wurde bestattet.

Cueni Moser, Pia, von Rüderswil/BE, 25.01.1951–28.10.2018, Baslerstr. 195a, Allschwil, wurde bestattet.

Droll, Alice, von Tecknau/BL, 06.06.1931–27.10.2018, Muesmattweg 33, Allschwil, Beisetzung: Mittwoch, 07.11., 14.00 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Radnasits, Emilie, von Allschwil/BL, 20.05.1932–18.10.2018, Veronikastr. 6, Allschwil, wurde bestattet.

Schaub, Evelyne, von Läufelfingen/BL, Langnau im Emmental/BE, 19.11.1954–21.10.2018, Maingasse 3, Allschwil, wurde bestattet.

Schwendimann, Moritz, von Ebikon/LU, 21.08.1929–21.10.2018, Muesmattweg 33, Allschwil, Beisetzung: Dienstag, 06.11., 14.00 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Wienke, Dietrun, aus Deutschland, 24.03.1932–12.10.2018, Muesmattweg 33, Allschwil, Beisetzung: Montag, 05.11., 15.00 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Basel

Aebli, Hans Peter, von Basel/BS, 11.09.1932–13.10.2018, Im Burgfelderhof 30, Basel, wurde bestattet.

Bachmann, Georg Josef, von Feusisberg/SZ, 28.06.1951–10.10.2018, Mülhauerstr. 32, Basel, wurde bestattet.

Bachofer-Bitterli, Hedwig Martha, von Basel/BS, 25.10.1929–19.10.2018, Blochmonterstr. 16, Basel, wurde bestattet.

Bachofer-Bitterli, Walter, von Basel/BS, 17.09.1931–02.10.2018, Blochmonterstr. 16, Basel, wurde bestattet.

Bättig-Wespi, Therese Maria, von Basel/BS, 25.12.1933–12.10.2018, Karl Jaspers-Allee 11, Basel, wurde bestattet.

Baumann-Scherding, Hans Rudolf, von

Basel/BS, 03.03.1923–19.10.2018, St. Jakobs-Str. 201, Basel, wurde bestattet.

Bernet, Markus Willi, von Basel/BS, 07.05.1965–20.10.2018, Dornacherstr. 14, Basel, wurde bestattet.

Berni, Luzius, von Vals/GR, 16.03.1945–09.10.2018, Ackerstr. 20, Basel, wurde bestattet.

Borer-Schneiter, Irene, von Basel/BS, Grindel/SO, 19.12.1939–22.10.2018, Froburgstr. 21, Basel, wurde bestattet.

Candido-Cirrincione, Giuseppa, aus Italien, 02.11.1929–28.10.2018, Haltingerstr. 81, Basel, wurde bestattet.

Chapuis, Sonja Silvia, von Basel/BS, 27.09.1956–21.10.2018, Gustav Wenk-Str. 3, Basel, wurde bestattet.

Debach-Bohn, Erika, aus Deutschland, 19.02.1929–17.10.2018, Birsigstr. 115 / 3, Basel, Trauerfeier: Montag, 05.11., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Fasler-Cassis, Maria, von Densbüren/AG, 26.08.1926–29.10.2018,

Birsstr. 168, Basel, wurde bestattet.

Fellmann-Schöni, Irene Rosmarie, von Basel/BS, Dagmersellen/LU, 11.03.1970–22.10.2018, Rodrisstr. 9, Basel, wurde bestattet.

Flubacher, Florence Karin, von Lampenberg/BL, 11.09.1954–29.10.2018, Röttelerstr. 5, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Flury, Hans, von Basel/BS, 13.02.1936–14.10.2018, Bruderholzstr. 108, Basel, wurde bestattet.

Gnägi, Kevin Jeremy, von Bellmund/BE, 07.06.1979–08.10.2018, Bändelgasse 6, Basel, wurde bestattet.

Gözl-Neukomm, Maria, von Basel/BS, 18.02.1951–22.10.2018, St. Johannis-Ring 22, Basel, wurde bestattet.

Grozdanic, Denis Malik, von Riniken/AG, 19.05.1979–21.10.2018, Lehenmattstr. 197, Basel, wurde bestattet.

Gysin, Verena, von Basel/BS, 02.10.1941–04.10.2018, Peter Rot-Str. 106, Basel, wurde bestattet.

Hartmann-Roth, Gertrud, von Basel/BS, 13.07.1922–20.10.2018, Hegenheimerstr. 157, Basel, wurde bestattet.

Heitz-Schiesser, Rosmarie, von Basel/BS, 15.08.1931–10.10.2018, Sperrstr. 100, Basel, wurde bestattet.

Hell, Virginie Antoinette, von Wahlen/BL, 16.10.1926–06.10.2018, Neuweilerstr. 102, Basel, wurde bestattet.

Heman-Feller, Anna, von Basel/BS, 31.05.1921–22.10.2018, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Hess-Birchmeier, Margrit, von Basel/BS, 18.04.1925–01.10.2018, St. Jakobs-Str. 201, Basel, wurde bestattet.

Hirschi-Osswald, Ernst, von Schangnau/BE, 16.12.1928–24.10.2018, Flughafenstr. 81, Basel, wurde bestattet.

Hofer, Fritz Eduard, von Basel/BS, 30.07.1923–20.10.2018, Wiesendamm 20, Basel, wurde bestattet.

Jäissli, Edouard Jean, von Niederbipp/BE, 08.12.1924–15.10.2018, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Jossi, Ernst, von Basel/BS, 30.12.1935–29.10.2018, Hammerstr. 45, Basel, Trauerfeier: Donners- tag, 08.11., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Käser, Jacqueline, von Basel/BS, 25.12.1932–14.10.2018, St. Alban- Vorstadt 85, Basel, wurde bestattet.

Meier-Breisinger, Karl, von Basel/BS, 23.06.1935–11.10.2018, Luzernerring 92, Basel, wurde bestattet.

Meyer-Baumann, Gertrud Franziska Josefa, von Basel/BS, 31.12.1930–22.10.2018, Erlennmattstr. 7, Basel, wurde bestattet.

Müller, Elisabeth Catherine, von Basel/BS, Uznach/SG, 12.09.1957–15.10.2018, Dachsfelderstr. 22, Basel, wurde bestattet.

Oppliger, Willi, von Aarburg/AG, Heimiswil/BE, 17.03.1933–21.08.2018, Rheinsprung 16, Basel, wurde bestattet.

Pasetto, Renato Attilio, von Basel/BS, 04.05.1939–22.10.2018, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Pescoller-Karsch, Alberto Francesco, von Basel/BS, 02.12.1934–21.10.2018, Tessinstr. 15, Basel, wurde bestattet.

Rahn, Alma Elisabeth, von Oberwil/BL, Langnau im Emmental/BE, 10.02.1939–20.10.2018, Schützengraben 3, Basel, wurde bestattet.

Raimondo-Cavallaro, Francesco, aus Italien, 01.06.1923–21.10.2018, Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Sägesser-Righetti, Maria Angela, von Thunstetten/BE, 30.01.1924–24.10.2018, Lehenmattstr. 236, Basel, wurde bestattet.

Schaffner-Schmuckli, Georgette Frida, von Basel/BS, 06.04.1921–16.10.2018, Wiesendamm 20, Basel, wurde bestattet.

Schmid-Zbinden, René Samuel, von Basel/BS, 01.10.1929–17.10.2018, Hammer-

str. 88, Basel, wurde bestattet.

Schneider-Gabriel, Kurt Armin, von Affoltern im Emmental/BE, 07.08.1938–17.10.2018, Morgartenring 116, Basel, wurde bestattet.

Schoch, Klaus Richard, von Schwellbrunn/AR, 22.05.1959–27.10.2018, Erlenstr. 2, Basel, wurde bestattet.

Senn, Heidi, von Bettingen/BS, 21.07.1947–26.10.2018, Wiesendamm 20, Basel, wurde bestattet.

Wehrli-Wutscher, Sigrid Helga, von Saas/GR, 26.08.1935–17.10.2018, Holecstr. 149, Basel, wurde bestattet.

Zemp-Schnyder, Hermann, von Schüpfheim/LU, 21.05.1927–13.10.2018, Engelgasse 94, Basel, wurde bestattet.

Zumsteg-Rüegg, Elisabetha, von Basel/BS, 23.01.1927–29.10.2018, Holecstr. 119, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Riehen

Cherbuin-Wilde, Bernadette, von Basel/BS, Winterthur/ZH, Payerne/VD, 08.08.1963–11.10.2018, Schützenrainweg 32, Riehen, wurde bestattet.

Hennicke, Erika, von Basel/BS, 24.08.1933–28.10.2018, Im Hirs- halm 50, Riehen, Trauerfeier: Dienstag, 06.11., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Herzog, Max Emil, von Homburg/TG, 04.01.1930–21.10.2018, Rainallee 140, Riehen, wurde bestattet.

Isner-Denzel, Heidi, von Uster/ZH, 23.11.1940–11.10.2018, Käppelgasse 22, Riehen, wurde bestattet.

Kölla-Fürst, Ruth Yvonne, von Basel/BS, 15.09.1943–21.10.2018, Rauracherstr. III, Riehen, wurde bestattet.

Lanz-Meier, Willy, von Rohrbach/BE, 24.05.1931–21.10.2018, Rüdinstr. 52, Riehen, wurde bestattet.

Stofer-Gonska, Arthur, von Basel/BS, 06.10.1928–28.10.2018, Im Esterli 21, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

ANZEIGE

VIVIANE ROBERTA ZITZER

24.02.1982 † 08.10.2018

«Du hinterlässt eine
grosse Lücke
in unserem Leben.
Wir lieben und
vermissen Dich!»

Ruedi & Marlène Zitzer-Rüttener
Max Zitzer, Brigida Brunetti & Zeldä Zitzer
Lukas Zitzer
Uschi Benkert-Rüttener
Ruth Rüttener
Peter, Elia und Lani Rüttener
Familie Markus Zitzer
Familie Paul Zitzer
Familie Ursula Schafroth
Familie Catherine Bietenholz
Caterina Vanini
Familie Gerber-Benkert
Familie Benkert-Nathell
All Deine Freundinnen
All Deine Freunde
Bella, Carry, Phia & Lana

Viviane ist auf www.gedenkzeit.ch
Infos: viviane_rip@icloud.com



laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Ohne Publikum kann man nicht leben, ohne kreative Freiheit gibts keine Entfaltung. Doch wie soll man Tickets fürs nächste Konzert verkaufen, ohne seine Seele zu verscherbeln?

“

Vor zwei Wochen habe ich hier übers Fernsehen geschrieben. Über die Kluft zwischen gut produzierten Infotainment-Formaten und billigen Reality-Soaps. Über die Leere dazwischen. Nun, eine ähnliche Kluft gibt es auch im Kultur- und besonders im Musikbetrieb.

Da gibt es die Remember-Llorette-Mar-Partys, das ausverkaufte Hallenstadion-Konzert von Trauffer und die Warteschlangen vor Konzerten DSDS-Drittplatziertes. Und dann gibt es das Konzert von dieser umwerfenden Band aus Polen, die alle aus den Socken hauen würde – auch wenn da mehr als acht Socken im Lokal mit einer Kapazität von 200 Menschen stehen würden.

Gerade in einem kleinen Land wie der Schweiz ist die Grauzone zwischen plumpem Kommerz und kantiger Kunst verschwindend klein. Viele versuchen den Sprung über diese schmale, aber tiefe Schlucht und stürzen ab. Oder sie erreichen den vermeintlich Zuflucht bietenden Kommerzboden, um irgendwann zu merken, dass er die Hölle ist.

Das grosse Leiden

Ich selbst sehe mich gerne als Seiltänzer zwischen diesen Welten. Dabei schaffe ich es einigermaßen, zwischen den zwei Klippen hin- und herzuspringen, bin dafür nirgends richtig zu Hause und ständig verschwitzt und gestresst. Vielleicht bin ich aber auch schon abgestürzt.

Seit zehn Jahren versuche ich, dieser Schlucht zu trotzen. Ich suchte Wege heraus aus den Existenzängsten des Schweizer Künstlers, wollte partout auf grösseren Bühnen spielen und Geld mit meiner Kreativität verdienen. Doch im entscheidenden Moment habe ich mich jeweils gegen Schritte Richtung Mainstream und Kommerz entschieden.

Ich habe fatale Fehler gemacht, aber auch immer wieder Wege gefunden, mein Umfeld und mich erfolgreich durch diesen Schweizer Musik- und Medienrummel zu lotsen. So lebe ich heute ganz gut von verschiedenen meiner kreativen Outputs. Ich erreiche viele Menschen, reise um die Welt und erlebe in x Projekten tausend verrückte Geschichten. Aber gerade was meine Hauptleidenschaft



Knackeboul ist Rapper, Beatboxer und Publizist.

betrifft – das Konzerte-Spielen –, bin ich in einem Dilemma.

Mein momentaner Zustand ist, dass mich der Kommerz-Mief eines Bligg umgibt, aber auch nicht mehr Publikum als einen ungarischen Slampoeten im Kulturkerker Mettmensstetten. Das ist hart. «Ja, im Nachbardorf ist eben noch Holzschnitzparty, die Jugend ist wohl dort.» «Könntest du vielleicht noch ein Facebook-Aufruf-Video machen? Die Vorverkaufszahlen sind – wie soll ich sagen – ernüchternd. Also eher eine Ziffer, also drei Tickets», tönt es meistens seitens Kulturveranstalter aus der Provinz.

Die Veranstalter einst entdeckenswerter progressiver Bands greifen immer öfter zum Hit-DJ-Halli-Galli-Bierparty-Paket.

Und dann schämen wir uns beide ein bisschen. Er, weil er glaubt, er hätte vielleicht doch noch im Jugitreff Pfeffermühle ein paar seiner aus meinem Pressebild und einer peppigen Word-Schrift zusammengeschnitzten Flyer verteilen sollen. Und ich, weil ich weiss, dass auch eine Plakatkampagne im Weltformat die Dorfjugend nicht an ein Knackeboul-Konzert im Kleinkunstkeller Grossdietwil locken würde. Die Dorfjugend sitzt nämlich auf dem Sportplatz, raucht eine E-Shisha und spielt sich auf der Bluetooth-Boombox die neueste Cloud-Rap-Youtube-Playlist vor und das ist auch recht so. Nur eben dumm für mich und den Veranstalter.

Natürlich schildere ich hier ein individuelles Leiden des nicht mehr so jungen Knäckers, aber ich weiss, dass Hunderte Künstler und Bands ein ähnliches Lied singen können. Wenn denn jemand zuhören kommen würde. Und alle leiden: die Künstler, die Veranstalter und eigentlich ja auch die Menschen, die nicht sehen, wie sehr so ein Andreas-Gabaliere-Konzert die Seele verkrüppelt.

Irgendwann setzt bei Veranstaltern und Künstlern die Zermürbung und emotionale Verwahrlosung ein und sie ziehen Konsequenzen. Die Veranstalter einst entdeckenswerter progressiver Bands greifen immer öfter zum Halli-Galli-Bierparty-Paket und viele Bands produzieren aus Verzweiflung immer mehr Songs, die der Hit-DJ dort ohne Einspruch des Bar- und Pub-Publikums spielen kann.

Anfangs verfolgen beide, Veranstalter und Künstler, dieses Konzept als Quersubvention für ihre wagemutigeren Konzerte und Songs. Doch irgendwann beschränken sich viele auf dieses funktionierende Geschäftsmodell und dann haben wir den Salat. Einen gewaschenen und geschnittenen Salat aus dem Plastiksack mit Cocktail-Sauce aus der Petflasche. Der Erfolg gibt ihnen recht – recht wenig Inspiration.

A Hell of a Time

Zum Schluss ein kleiner Abschnitt zur Relativierung: Natürlich gibt es Acts, die den Spagat zwischen Kunst und Kommerz schaffen. Auch in der Hip-Hop-Szene. Acts, die keine bescheuerten Schlager-Hymnen produzieren und doch Locations füllen. Und ja, ich bin ein wenig neidisch. Aber auch ich selbst spiele ab und zu gerade in den Städten ein erstaunlich gutbesuchtes Konzert und in den Kulturkellern der Provinz kommen dann meist doch immerhin an die fünfzig Leute und wir haben fast immer a Hell of a Time together.

Also liebe Bands, die ihr euch nun angegriffen fühlt, weil ihr viele Fans habt, die an euren Konzerten mitsingen: Zählt euch zu denen, die den Spagat schaffen, oder mich zu denen, die neidisch sind. Und liebe Veranstalter: Bucht mich trotzdem! Ich mach euch ein supercooles FB-Aufruf-Video. Und liebe potenzielle Konzertbesucher: meine nächsten Shows findet ihr auf www.knackeboul.com/live. x

”

«Geheimarmee»

1990 machte die Aufdeckung der P-26 Schlagzeilen. Eine Studie wittert hinter der Entrüstung einen Umsturzversuch.

Umdeutung eines Skandals

von Georg Kreis

Vor 28 Jahren, im November 1990, wurde die schweizerische Öffentlichkeit mit der schockierenden Nachricht konfrontiert, dass eine «Geheimarmee» seit Jahren den Widerstand für den Fall einer Besetzung durch eine fremde Macht probte.

Was dieser Widerstand umfasste, blieb unklar und bot Raum für viel Fantasie: Guerillakrieg? Ermutigung zu moralisch-politischem Widerstand? Gar Ausschaltung eigener, unzuverlässiger Bürger? Gab es hier eine illegale und undemokratische Privattruppe mit Putschpotenzial?

Um das zu klären, setzte das Parlament eine Parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) ein. Noch bevor diese ihre Ergebnisse vorlegte, beschloss der Bundesrat, die Geheimorganisation P-26 aufzulösen. Die drei Millionen Franken aus deren «Kriegskasse» gingen ans IKRK und ans Schweizerische Rote Kreuz.

Warum die Auflösung? Bloss weil die Geheimorganisation enttarnt war? Oder weil sie als solche – gelinde gesagt – problematisch war? Oder weil sie von den Zeitumständen (Ende des Kalten Kriegs) überholt worden war?

Agitatoren und linke Umstürzler

Im vergangenen Sommer wurde die Öffentlichkeit erneut mit dem Thema konfrontiert, weil der Historiker Titus J. Meier, Generalstabsmajor und FDP-Politiker, in seiner Doktorarbeit in wichtigen Teilen dem PUK-Bericht von 1990 widersprach. Die Medien, die wegen knapper Personalressourcen und gestiegenem Zwang zu schneller Reaktion kaum mehr über eigene Expertise verfügen, übernahmen weit-

gehend kritiklos Meiers Kritik an den Reaktionen und Interpretationen von 1990.

Meiers Deutung gewann an Gewicht, weil der Autor, wie betont wurde, 100 Zeitzeugen befragte und erstmals gewisse Akten des Bundesarchivs einsehen konnte. Der Ertrag der Befragung lieferte aber wenig Substanz und stand vor allem im Dienste des Archivzugangs. Die Akten gaben zahlreiche Details frei – insbesondere zur Rekrutierung des rund 400 Personen umfassenden P-26-Personals. In zentralen Punkten brachten die neuen Quellen aber nur wenig zum Vorschein, was nicht schon 1990 bekannt war.

Die Vorbereitungen der P-26 waren wie die Abklärungen der PUK «Kinder ihrer Zeit» – das gilt auch für die neue Studie.

Was damals gesagt und geschrieben wurde, war sicher nicht alles richtig – aber auch nicht alles falsch. Unzutreffend war der in der Presse lancierte, von der PUK nicht übernommene Begriff «Geheimarmee». Unzutreffend war auch der PUK-Vorwurf, dass die P-26 «ausserhalb der Verwaltung» aufgezogen worden sei.

Die P-26 war insofern ein Verwaltungselement, als sie der Stabsabteilung des Generalstabs zugeordnet war, ihre Grundzüge den Vorstehern des Eidgenössischen Militärdepartements (EMD, heute VBS) bekannt und ihre Ausgaben der ordentli-

chen Finanzkontrolle unterstellt waren. Allerdings fehlten – wie damals zu Recht beanstandet – eine gesetzliche Grundlage und eine politische Kontrolle.

Autor Meier macht die Agitation der Medien und das rot-grüne Lager dafür verantwortlich, dass eine PUK eingesetzt wurde. Letzteres habe die Gunst der Stunde genutzt, um das bestehende politische System zu destabilisieren und (gemäss SP-Spitzenpolitiker Peter Bodenmann, S. 426, 451) zu ersetzen. Dass sich die bürgerlichen Kräfte, die noch immer die Mehrheit hatten, auch an der Kritik beteiligten, wird als Taktik mit Blick auf künftige Wahlen und als Einknicken vor der Linken dargestellt. Präsident der PUK war der stockkonservative Appenzeller CVP-Ständerat (und Offizier) Carlo Schmid.

Die Tauglichkeit einer PUK zweifelt Meier generell an, weil diese der Tendenz ausgesetzt sei, ihre Einsetzung zu legitimieren, indem sie um jeden Preis eklatante Fehlleistungen aufdecke (S. 436). Zutreffend ist sein Befund, dass sowohl die Vorbereitungen der P-26 als auch die Abklärungen der PUK «Kinder ihrer Zeit» waren (S. 473). Das kann man aber auch von der jetzt vorgelegten Studie und ihrer unkritischen Übernahme durch die Medien sagen.

Vom P-26-Skandal zum PUK-Skandal

Meier deutet den P-26-Skandal zu einem PUK-Skandal um. Er versteht sich zwar «bloss» als Historiker und sieht seine Aufgabe angeblich nicht darin, die P-26 zu rehabilitieren. Dennoch trägt seine Arbeit Züge eines Verteidigungsversuchs, wenn er zum Beispiel die Kritik an der fehlenden Gesetzesgrundlage der P-26 als Gerede über Illegalität abtut.

Das Maximum seiner Kritik: Die Verantwortlichen seien sich der Problematik zu wenig bewusst gewesen, die sich aus «der maximalen Abschottung und einer schwachen gesetzlichen Legitimation» ergeben habe (S. 472).

Meier betont, dass der geplante und geprobte Widerstand bereits 1973 und 1981 in Bundesinstitutionen beraten worden sei. Wer ihn hätte wahrnehmen wollen, hätte ihn demnach zur Kenntnis nehmen können. Dasselbe konnte man auch von der «Fichiererei» sagen.

Unverständlich bleibt die mehrfache Aussage, dass eine P-26 selbst als pauschales Faktum geheim bleiben musste, um nicht entwertet zu werden. Auch wenn an anderer Stelle dann doch der Gedanke auftaucht, ein generelles Wissen um vorbereiteten Widerstand nach einer Kapitulation der regulären Armee hätte eine abschreckende Wirkung gehabt (S. 465).

Meier sieht in der 1990 angebrachten Kritik fast nur die damalige Skandalisierungsbereitschaft. Der Möglichkeit, dass bestimmte Zustände womöglich zu Recht als Skandal empfunden wurden, räumt er keinen Platz ein. Bei der etwa gleichzeitig aufgefliegenen, massenweisen Überwachung durch den Staatsschutz (Fichenaffäre)

hatten Bürger und Bürgerinnen jedenfalls genügend Gründe für Empörung. War das im Falle der P-26 völlig anders?

Nationale Bedeutung der Rheinfähren

Das P-26-Szenario ging davon aus, dass eine besetzte Schweiz mit Hilfe befreundeter Kräfte des verbündeten Auslands befreit würde. Für die nationale Selbstachtung sei es aber wichtig, dass sie selber ebenfalls ihren Anteil leisten würde. Das Szenario sah weiter vor, dass Regierung und operative Leitung den Befreiungskampf mit einiger Wahrscheinlichkeit aus dem Exil leiten würden. Die P-26 hätte aber keinen Guerillakampf zu führen gehabt und sich mehr oder weniger auf politische Aktivitäten beschränkt.

Meier vermittelt Grundzüge und zahlreiche Einzelheiten zu der vorbereitenden Umsetzung dieses Szenarios. Man erfährt, wie viel Geld ausgegeben wurde (54,3 Mio. Franken) und welche Art von Übungen durchgeführt wurde: tote Briefkästen, Entgegennahme von abgeworfenen Gütern und so weiter. Einmal wurde gar eine Basler Fähre miteinbezogen (S. 329). Und wir erfahren Einzelheiten über die Ausrüstung: Feldstecher, Verbandszeug, Goldplättchen zur Finanzierung laufender Aktionen, Zünder, rudimentäre Bewaffnung.

Der Eindruck, dass man ein wenig «Indianerli» gespielt hat, ist auch nachträglich nicht ganz von der Hand zu weisen. Mit den schwierigen Fragen der Propagandainhalte scheint man sich weniger befasst zu haben. Es gab zwar eine Einführung in Sozialpsychologie, worin diese bestand, wird aber nicht vermittelt.

Dank Meiers Studie erfahren wir vieles, was wir noch nicht gewusst oder bereits

wieder vergessen haben. Andererseits jedoch ermuntert diese umfangreiche Darstellung nicht gerade zum Nachdenken über grundsätzliche Fragen.

Warum wurde der politische Widerstand, wenn er doch nicht militärischer Art war, den Militärs zugewiesen?

Die Kooperation mit Grossbritannien wird als Selbstverständlichkeit referiert. Warum eine Partnerschaft gerade mit diesem Land? Das wäre eine Erklärung wert gewesen. Warum wurde der politische Widerstand, wenn er doch nichtmilitärischer Art war, den Militärs zugewiesen? Hätte es alternative Lösungen gegeben? Und wie muss man sich das Verhältnis zu den offenbar keinen Moment in die Überlegung einbezogenen Polizeikräften vorstellen?

Das Hauptmanko der Arbeit besteht aber darin, dass Meier es nicht für nötig befand, auf den zentralen Aspekt der P-26-Tätigkeit inhaltlich einzugehen: die Frage nämlich, mit welchen konkreten Aktivitäten (neben gelegentlichen Sabotageakten) man den Widerstand als «politische Willensäußerung» aktiviert hätte.

Das Hauptmittel für den Widerstand sei stets «Propaganda oder psychologische Kriegsführung» gewesen mit dem Ziel, die Moral der Bevölkerung zu stärken. Man habe, wie auch Bundesrat Villiger sagte, diese nicht sich selber überlassen wollen. Doch worin diese «Propaganda

oder psychologische Kriegsführung» bestanden hätte, wird nicht erörtert.

Jörg Zumstein, Generalstabschef von 1981 bis 1985, verglich die Kaderorganisation der P-26 mit dem antiken Frauentorso der Venus von Milo: Kopf, Beine und Füsse seien vorhanden, Arme und Hände aber fehlten. Diese würden der P-26 zuwachsen, wenn sich das Volk gegen seine Besatzer auflehnen würde (S. 382). So gesehen erschien es gerechtfertigt, den Widerstand in seiner materiellen Voraussetzungen und als Initialzündung zu organisieren – der Rest und die inhaltliche Füllung würden sich zu gegebener Zeit ergeben.

Viele Fragen bleiben offen

Der bei der Veröffentlichung von Meiers Studie erzeugte mediale Pulverdampf hat sich inzwischen gelegt. Man kann dem Autor zustimmen, wenn er sagt, dass noch manches geklärt werden müsste.

Naheliegender ist die Frage, was an die Stelle der P-26 getreten ist. Meier verneint, dass es eine Nachfolgeorganisation gebe. Schaut man, wie der Staatsschutz trotz «reinigendem Gewitter» nach 1990 bald wieder ins alte Fichier-Fahrwasser geriet, müsste interessieren, ob und wie allenfalls der Ersatz für die P-26 auf einer besseren Grundlage eingerichtet worden ist. ×

*Titus J. Meier: «Widerstandsvorbereitungen für den schweizerischen Besetzungsfall». NZZ-Libro, 2018.

Georg Kreis war vom Bundesrat beauftragter Herausgeber des Berichts: «Staatsschutz in der Schweiz. Die Entwicklung von 1935–1990». Haupt Verlag, 1995.

Online



tageswoche.ch/
author/
georg-kreis

Blitzblank im Bunker: Mit spiegelndem Boden wurde dieser Arbeitsraum der P-26 den Medien präsentiert.

FOTO: KEYSTONE



Versicherungsdetektive

Der Widerstand gegen das Gesetz zur Überwachung Versicherter ist zur breit abgestützten Bewegung gewachsen.

Erfolg der Demokratie

von Gabriel Brönnimann

Niemand will Betrüger. Das allein könnte erklären, warum laut einer Umfrage von Tamedia zwei Drittel der Stimmberechtigten Ja sagen wollen zur «Gesetzlichen Grundlage zur Überwachung von Versicherten». Laut einer SRG-Umfrage sagen immerhin rund 40 Prozent der Stimmberechtigten Nein zum neuen Überwachungsgesetz.

Aber mit nackten Zahlen ist die Geschichte um das Referendum gegen Versicherungsspione nicht erzählt. Es ist schon jetzt eine Erfolgsgeschichte. Und zwar für die Gegner des neuen Gesetzes – selbst wenn das Resultat so oder ähnlich eintreten sollte.

Anfangs kniffen die Linken, wollten das Referendum nicht unterstützen, obwohl sie die Vorlage im Parlament ablehnten. Man wolle der SVP «keine Plattform bieten», hiess es, oder noch umständlicher: «Mir graut vor einem Abstimmungskampf, in dem die SVP während Monaten über Sozialhilfebezüger und Behinderte herzieht», so SP-Fraktionschef Roger Nordmann im «Blick».

Dass die SVP nicht nur im Abstimmungs-, sondern auch im Wahlkampf während Monaten gegen Sozialhilfebezüger und alle weiteren Wehrlosen herzieht, weiss auch Nationalrat Nordmann. Die Politik verspürte vor dem Wahljahr 2019 schlicht keine Lust auf diese Debatte.

Die Bevölkerung hingegen schon. Denn was Bund und Versicherungslobby

verschwiegen, wurde bald bekannt: Das neue Gesetz schleift Schweizer Grundrechte. Nicht bloss auf Kosten der Schwachen, das wäre schlimm genug. Es richtet sich gegen alle, die bei IV, Ausgleichskassen und Suva versichert sind. Also gegen die ganze Bevölkerung.

Sogar Krankenkassen können mit dem neuen Gesetz – ohne richterliche Kontrolle – Detektive auf Versicherte loslassen. In Wohnungen schauen, Aufnahmen machen. Die Polizei braucht bei Verdacht auf terroristische Aktivität eine richterliche Genehmigung, bevor sie zur Überwachung schreiten darf. Die Krankenkasse bei Verdacht auf Leistungsmissbrauch nicht. Sie darf gar das gesammelte Material frei mit anderen Firmen austauschen.

Laute liberale «Nein»-Stimmen

Der Widerstand, der als Unmutsbekundung einiger Schweizer Bürger gegen ein vom Bund beschlossenes Gesetz begann, wurde innert kürzester Zeit zu einer grossen Bewegung. So kam das erste Schweizer Referendum aus dem Internet zustande. Nur zwei Schweizer Medien verliehen dem Anliegen explizit Flügel: Die WoZ, und die TagesWoche.

Der Rest ist Geschichte: Das Referendum ist zustande gekommen. Womöglich kommt es an der Urne am 25. November gar zur Sensation.

Und auch wenn es dazu nicht reichen sollte: Angesichts der anfangs fehlenden institutionellen Unterstützung grosser Organisationen sind schon die derzeitigen Umfragewerte eine Sensation.

SP und Grüne setzen sich mittlerweile für ein «Nein» ein. Und nicht nur sie. Ein Komitee mit Vertretern der Jungfreisinnigen, der Grünliberalen und der CVP stellt sich ebenfalls gegen das problematische Gesetz.

Rechtsexperten schaudert vor den neuen Paragrafen. Es handle sich «entgegen den Aussagen des Bundesrates nicht um eine korrekte Umsetzung des Entscheides» des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte EGMR, lautete etwa das vernichtende Urteil der Demokratischen Juristinnen und Juristen Schweiz schon im Jahr 2017.

Der EGMR habe nämlich in seinem Urteil vom 18. Oktober 2016 «nicht nur in allgemeiner Form festgehalten, dass es für verdeckte Observationen eine gesetzliche Grundlage brauche». Die Richterinnen und Richter hätten auch im Detail aufgelistet, «welche Fragen im Zusammenhang mit verdeckten Observationen in einer gesetzlichen Grundlage geregelt werden müssen». Die Gesetzesvorlage erfülle diese Vorgaben nicht.

Die Befürworter machen es sich leicht

Die mächtigen Befürworter des neuen Gesetzes – die bürgerliche Mehrheit des Parlaments mit der Versicherungslobby im Rücken – glauben leichtes Spiel zu haben.

Der Bundesrat setzt laut und deutlich auf die «Alles gar nicht wahr und halb so wild»-Strategie.

Sie streiten einfach alles ab. Was Bürgerinnen und Bürger verschiedener Parteien und vielen Juristen Sorge bereitet? Stimmt alles nicht, sagen sie. Sogar die Suva mischt sich direkt in den Abstimmungskampf ein (ja, bezahlt von Ihren Suva-Beiträgen) – mit «juristisch und politisch unhaltbaren Behauptungen», wie die Junge GLP und Jungfreisinnige festhalten. Der Bundesrat setzt ebenfalls laut und deutlich auf die «Alles gar nicht wahr und halb so wild»-Strategie.

Vielleicht machen es sich die Befürworter damit etwas zu einfach. Zwar geht die Saat auf: Viele Medien veröffentlichen jedes Wort der Befürworter. Doch Skepsis macht sich breit. Auch in den Medien nimmt die Ablehnung des neuen Gesetzes eindeutig zu. Die «Blick»-Politikchefin kommentiert: «Das Parlament hat schlechte Arbeit geleistet – zurück auf Feld!»

Eleganter, aber nicht minder deutlich, bezieht die NZZ Stellung. Auch hier die Empfehlung zum «Nein»-Stimmen: Es sei «nicht zu viel verlangt», dass man darauf poche, dass in einem so wichtigen Bereich «sorgfältig legiferiert» werden müsse. Das würde «schweizerischer Tradition und einem liberalen Credo» entsprechen.



Am 25. November 2018 kommt das Referendum zur «Gesetzlichen Grundlage für die Überwachung von Versicherten» zur Abstimmung. Die TagesWoche hat in der Ausgabe 15/2018 über das Gesetz berichtet. Online unter: tageswoche.ch/story/schnueffeln-ohne-grenzen/. Weitere Artikel finden Sie auf den folgenden Seiten.



Drei Privatpersonen gaben den Anstoss, Tausende sammelten Unterschriften für das Referendum.

FOTO: FACEBOOK/CLAUDIA MORET

Damit greift die NZZ elegant zum Zweihänder: Das Gesetz in der heutigen Form sei unliberal und unschweizerisch.

Die Abstimmung stellt uns letztlich vor die Frage, wem wir glauben sollen: einer Lobby mit ihren Politikern – oder einer Vereinigung unabhängiger Bürger und Experten.

Die Wortführer für das neue Gesetz im Parlament stehen auf den Gehaltslisten der grossen Versicherungen. Sie wehren sich mit Händen und Füssen. Ihr Lieblingsargument: Es treffe nicht zu, dass private Versicherungsspione mehr Befugnisse als die Polizei erhielten.

Eine Behauptung, die schlicht nicht belegbar ist. Ein Auszug aus dem neuen Gesetz im Wortlaut:

Art. 43a Observation

- 1 Der Versicherungsträger kann eine versicherte Person verdeckt observieren und dabei Bild- und Tonaufzeichnungen machen...
- 4 Die versicherte Person darf nur observiert werden, wenn sie sich:
 - a. an einem allgemein zugänglichen Ort befindet; oder
 - b. an einem Ort befindet, der von einem allgemein zugänglichen Ort aus frei einsehbar ist.

Die Befürworter behaupten: Bisher sei klar gewesen, dass in den eigenen vier Wänden ohne richterlichen Beschluss nicht observiert werden dürfe. Doch zum

neuen Gesetz, das eine explizite Unterscheidung macht zwischen «allgemein zugänglichen» Orten und solchen, die von der Allmend «frei einsehbar» sind – wie etwa ein privates Wohnzimmer vom Trottoir aus –, gibt es logischerweise noch kein Urteil des Bundesgerichts. Über das Gesetz wird ja erst abgestimmt, es ist noch gar nicht in Kraft.

Anders gesagt: Selbst wenn es – was alles andere als sicher ist – so herauskommen sollte, dass die Befugnisse privater Versicherungsdetektive jene der Polizei nicht überschreiten, so ist doch sicher: Ihre Befugnisse zur Überwachung von Bürgern sind denen der Polizei mindestens gleichgesetzt.

Das Gesetz sieht keinerlei wirksame Schranken vor gegen einen Missbrauch der Missbrauchs-bekämpfung.

Deshalb muss sich jede und jeder die Frage stellen, ob sie oder er einer Übertragung des staatlichen Gewaltmonopols an private Schnüffler zustimmen will. An Detektive, die ihre Beobachtungen und Interpretationen an private Firmen und staatliche Institutionen liefern. Ohne

richterlichen Beschluss. Ein anonymes Schreiben eines Nachbarn reicht, und Ihre Versicherung kann eine Überwachung gegen Sie anordnen. Das Gesetz sieht gegen einen Missbrauch der Missbrauchs-bekämpfung keinerlei wirksame Schranken vor.

Das falsche Mittel

Darum geht es. Bekanntlich zeigt schon die heutige Überwachungspraxis oft verheerende Folgen für Betroffene. Wegen Stümpfern, die ohne richtige Ausbildung herumschnüffeln dürfen. Oder wegen einer Gutachter-Industrie, die zunehmend im Verdacht steht, nicht dem Wohl der Versicherten, sondern dem Geschäftsgewinn der Versicherer zu dienen. Wer von der privaten Spitzel-Industrie, die der Bund nun mit der Verordnung zum Gesetz legitimiert, anderes erwartet, ist schlicht naiv.

Es sollte darum jedem und jeder klar sein, dass dieses Gesetz im Kampf gegen Versicherungsbetrüger das falsche Mittel ist. Wenn Politik und Lobbys im Eilverfahren Schnüffler ohne richterliche Kontrolle ausrücken lassen wollen, höhlen sie Schweizer Grundrechte und Grundprinzipien aus.

Niemand ist gegen die Bekämpfung von Versicherungsbetrug. Aber mit diesem neuen Gesetz machen Bund und Lobbys uns allen etwas vor. Nur ein Nein am 25. November zwingt die Verantwortlichen, noch einmal über die Bücher zu gehen. ×

Viele IV-Rentner leiden an psychischen Erkrankungen. Werden sie observiert, wirft sie das in ihrer Krankheit noch weiter zurück, warnen Fachärzte wie Rudolf Balmer.

«Wer Angst vor Beschattung hat, verkriecht sich zu Hause»

von Catherine Weyer

Niemand will von einer IV-Rente abhängig sein. Davon ist Rudolf Balmer überzeugt. Wenn der Basler Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie über die Invalidenrente spricht, betont er immer wieder, dass die Betroffenen grundsätzlich arbeiten wollen. Und dass es ihnen keinen Spass macht, eine Rente zu beziehen.

Balmer weiss, wovon er spricht. Der 74-Jährige führt seit 36 Jahren eine Praxis. In seiner Laufbahn hat er viele Menschen kennengelernt, die eine IV-Rente beziehen. Balmer ist sich sicher: Wird die gesetzliche Grundlage für die Überwachung

von Versicherten am 25. November angenommen, hat das einschneidende Auswirkungen auf das Leben seiner Patienten zur Folge.

«Psychische Krankheiten sind noch immer ein Tabu», sagt Balmer. Das erlebe er immer wieder in seinem Praxisalltag. «Wenn meine Patienten nach drei Monaten nicht wieder arbeiten gehen, hören sie oft in ihrem Umfeld: «Ah, machst du jetzt auch auf IV?» Dabei können sie schlicht nicht arbeiten.»

Gerade hier zeige sich die grosse Problematik des Gesetzes. Zu viele Vorurteile, zu viele ungeschulte Meinungen, zu wenig Kontrolle. «Wenn man jetzt ein Gesetz erlässt, bei dem der Missbrauch der Invalidenversicherung nicht von den Strafbehörden verfolgt wird, sondern von einer der Interessensgruppen, dann zementiert man dieses Tabu», sagt Balmer.

Schliesslich sei bei Missbrauchsfällen in anderen Bereichen immer klar, dass die Polizei die Ermittlungen übernehme, nicht die geschädigte Partei.

«Wenn ich einen Patienten in eine Klinik einweisen will, benötige ich dafür eine richterliche Beurteilung.»

Balmer stört sich nicht daran, dass die Versicherer die Möglichkeit haben, ihre Bezüger zu observieren. Ihm geht es um das Wie: «Es braucht eine Gewaltentrennung. Wenn die Persönlichkeitssphäre in so grossem Mass verletzt wird, muss eine unabhängige Instanz, nämlich die Justiz, entscheiden, ob dies gerechtfertigt ist.»

Die fehlende Gewalttrennung ist für Balmer eines der Hauptprobleme der Vorlage. Wenn das Gericht aussen vor bleibe, werde eine Sonderbehandlung eingeführt. «Wenn ich als Psychiater einen Patienten in eine Klinik einweisen will, dann benötige ich eine richterliche Beurteilung für den fürsorglichen Freiheitsentzug. Und



«Psychische Krankheiten sind noch immer ein Tabu.»

Rudolf Balmer, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie

so eine Beurteilung ist auch bei einer Observation nötig.»

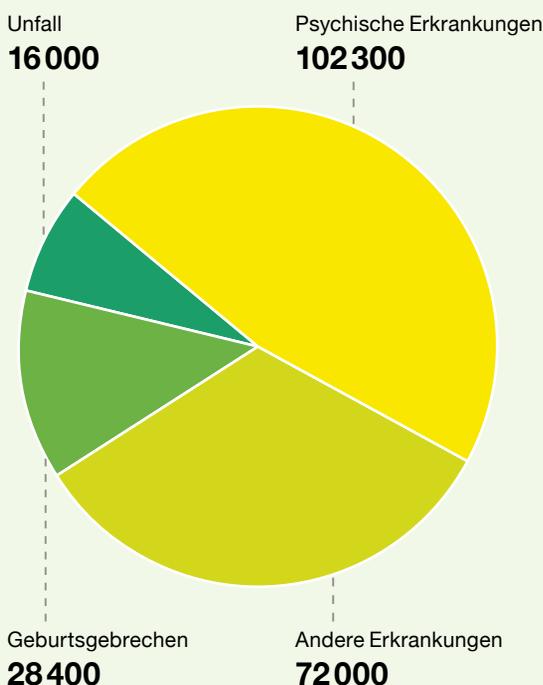
Gerade für seine psychisch kranken Patienten sei das Damoklesschwert einer Observation enorm schädlich. «Wir ermuntern unsere Patienten, nach draussen zu gehen, soziale Kontakte zu pflegen und sich einen Alltag aufzubauen. Wenn die Leute Angst haben, von Detektiven beschattet zu werden, und ihnen deshalb die Rente gestrichen wird, verkriechen sie sich zu Hause. Eine Therapie ist so nicht möglich.» Und damit auch keine Wiedereingliederung.

Privatsphäre vs. Sparmöglichkeiten

Ähnlich sei es auch im Nachhinein. Die IV muss ihre Rentner informieren, dass sie beschattet wurden. Auch dann, wenn die Detektive keine Beweise für einen Missbrauch gefunden haben. «Für meine Patienten ist das jeweils ein enormer Schock, weil sie von der Überwachung nichts mitbekommen haben.» Das zu verdauen, sei enorm schwierig. Gerade, wenn das Selbstwertgefühl wegen der Erkrankung sowieso schon geschwächt ist. ×

Gründe für die IV-Rente

Anzahl Bezügerinnen und Bezüger in der Schweiz im Dezember 2017



GRAFIK: ELIANE SIMON

Quelle: Bundesamt für Sozialversicherungen



Spähen, bis die Pupillen glühen. Auch versteckt im Auto sollte man eine gute Falle machen.

FOTO: IMAGO

Glosse

Der Versicherungsspion ist die Mode-Ikone dieses Herbstes. Willkommen zu unserem Style-Tutorial.

Der Sozialdetektiv als Trendsetter

von Daniel Faulhaber

Es gibt da diesen neuen Look. Die Zeitungen sind voll davon, man könnte, was sag ich, man *muß* diese Garderobe als das Must-Have dieser Herbstsaison betrachten. Sie ahnen es, es geht um diesen Fashionista aka Sozialdetektiv.

Sind Sie prêt-à-porter? Dann schnallen Sie Ihren Guccigürtel enger und betten Sie die Adiletten auf die IV-Rente. Bequem? Wir zeigen Ihnen als erfahrenem Fashion Victim was Sie brauchen, um am 25. November ganz sicher en vogue zu sein.

Augenpartie. Lassen Sie Ihre Wimpern verwildern, legen Sie den Eyeliner zur Seite. Der Sozialdetektiv trägt Sonnenbrille. Immer. Sein Leben ist ein Song von Deichkind: Ich kann gar nichts sehen, alles dunkel, aber Sonnenbrille im Club ist leider geil. Im Club ist der Sozialdetektiv zwar nie (siehe «Habitat»), aber leider geil, das ist Ihr Motto.

Es soll vorkommen, dass Sie unbescholtene Bürgerinnen fälschlicherweise des Versicherungsbetrugs «überführen». Egal, Ihr Motto, frei nach Beckett: Ever tried, ever failed, leider geil.

Brille. Als dynamischer Typ wählen Sie das Modell «Insekt» mit seitlich zur Ohrenpartie abdriftenden Gläsern. Oder das Modell Pilot. Rund, dark, sexy. Damit werden Sie an jeder Sozialschmarotzer-Party zum Blickfang.

Obenrum: Hier haben Sie die Wahl: Fettiges, strähniges Haar. Damit interpretieren Sie den Typ Sozialdetektiv, der es zu nichts gebracht hat und drum fremden Leuten ins Schlafzimmer späht. Oder: Hoodie, für den Ich-jogge-zufällig-mit-einer-Kamera-vorbei-Typ. Baseballcap geht auch. Auffällig as fuck, leider geil.

Sollte das alles nichts für Sie sein, kleben Sie sich das blonde Haar über den Schädel. Das geht nur, wenn Sie blond sind. Ohne Hut braucht's im Minimum einen arischen Schuss Ich-krieg-dich.

Jacke. Das Material ist entscheidend: Leder. Wildleder, Pornoleder. Sie sind der Typ Draufgänger, einer, der auch da hinget, wo's weh tut. Ein Ledertyp eben, der zum Frühstück Rehkitze jagt und ihnen das Fell abzieht, bevor er IV-Bezüglerinnen erlegt. Typ freie Wildbahn.

Untenrum. Egal. Nackt geht. Sie sitzen eh immer im Auto. Oder im Busch.

Habitat: Um optimal zur Geltung zu kommen, sitzen Sie im Auto. Oder Sie stehen im Busch. So sind Sie mobil, aber auch gone natural. Die Thujahecke, Ihr Freund. Im Wald stehen Sie so, dass zwischen den Zweigen nur Ihr Kopf sichtbar ist. Neigen Sie diesen leicht nach vorn und spähen Sie, bis die Pupillen glühen! Bitte nicht einfach beobachten. Spähen. Oder Spitzeln, das geht auch.

Im Auto: Gerne krass casual aus dem Fenster lehnen. Fotografieren Sie die Zielperson im Seitenspiegel um die Ecke. Das ist fly, das ist Observation Level Endgegner. Spieglein, Spieglein, Sie wissen schon.

Accessoires: Feldstecher, Kamera, GPS-Tracker, Drohne. Sie sehen nicht weg, Sie halten drauf. Volle Lotte Teleobjektiv und ran dann an die Pseudoopfer. Unter Sozialdetektiven heisst es nicht umsonst: Wie das Teleobjektiv des Mannes, so auch sein Johannes. Den kennen Sie, oder? Wo mit wir beim Geschlecht wären.

Geschlecht. Mann sollten Sie schon sein. Manche Fashionblogs versuchen Frauen ins Spiel zu bringen, aber so recht glaubt das keiner. Es geht hier um die Integrität des starken Geschlechts. Frei, asozial. Grundrechte scheissegal. Dieses Metier steckt nur ein Typ weg. Ein Typ wie Sie.

Sonst noch was? Ach stimmt, Sie sind sehr einsam. Mysteriös, einsam, Single. Sie nennen es «hard to get». Am Style liegst nicht, hundert Engagements als Symbolbild können nicht irren. Bleiben Sie, wie Sie sind. Unsichtbar. ×

Zehn Thai-Lokale gibt es mittlerweile rund um Clara- und Klybeckstrasse. Der Boom ist für die Alteingesessenen nur schwer verdaulich.

Im Schatten der Lotusblüte

von Yaël Debelle

Wenn Sairung und Luzius Martin zwischen den Chili-Bäumchen hindurch aus dem Fenster ihres Restaurants schauen, dann sehen sie die Konkurrenz. Vor 13 Jahren eröffneten der Schweizer und seine Frau aus Thailand mit dem «Chanthaburi» das erste thailändische Restaurant im Kleinbasel. Ihr Symbol ist die Lotusblume.

Heute ist das Kleinbasel ein Thai-Hotspot. Alleine zwischen Oetlingerstrasse und Clarastrasse gibt es zehn Thai-Restaurants und Take-Aways. Jüngstes Mitglied der grossen Thai-Familie: das «LeBua» an der Feldbergstrasse, genau vis-à-vis des «Chanthaburi». Auch das neue Restaurant hat die Lotusblume als Logo gewählt.

Erfreut sind die Martins nicht. «Ich hätte nicht gegenüber von uns ein neues thailändisches Restaurant aufgemacht, einfach nicht», sagt Luzius Martin. «Mittlerweile sind wir hier in Little Bangkok.»

Die Liste der Kleinbasler Thais ist lang: «LeBua», zweimal «Boo» und die Nua Dumpling Bar, die zur selben Gruppe gehört, dazu «Thai Family», «Thai House», «Bug a Thai», «The Siam Delicious», Pop Raak Thai Karaoke-Bar.

Die neuen Lokale folgen der Logik der Schnellgastronomie, Take-Away, Essen von der Theke, Besteck auf dem Tisch. Alles ist durchkalkuliert. «Die Leute haben

Streetfood: Die Inhaberin des «Thai House» importiert das Gemüse von Bauern in Thailand.

FOTO: YAËL DEBELLE



das Gefühl, asiatische Küche dürfe nichts kosten», sagt Luzius Martin.

Im «Chanthaburi» kostet sie etwas. Hier gibt es Lammfilet und Rindshuft, das Essen wird auf Rechauds serviert, die Bedienung trägt traditionelle thailändische Kleidung. «Bei uns gibt es keine Rüebli im Papayasalat, nur weil es billiger ist, und keine Zucchini im Curry, das ist nicht authentisch Thai», sagt Sairung Martin. Sie zieht ihre Chilis selbst, über 70 Pflanzen pflegt sie.

Der Neue vom «LeBua» heisst Joe Khomkrit. Er hat keine Angst, dass sein Lokal überflüssig sein könnte. «Ich habe gesehen, wie voll die Lokale der Konkurrenz sind, beim «Boo» stehen die Leute Schlange.» Der «Boo»-Chef habe ihn ermutigt, ein eigenes Lokal zu eröffnen. Von Konkurrenzdenken spüre er nichts. Man kenne sich und nenne sich Bruder und Schwester. «Wir sind die neuen Kebabs», sagt Khomkrit, «nur gesünder.»

Angebot für Nachtschwärmer

Khomkrit ist in thailändischen Restaurants aufgewachsen, seine Eltern hatten in Olten und Luzern Lokale. Nun kochen Mutter und Schwester in seinem Lokal. Die alten Curry-Rezepteure habe ein «Bruder» aus Thailand mitgebracht. Im Red Curry schwimmen Zucchini. Das Interieur könnte auch in einem Lokal in Kopenhagen stehen, stylisch nordische Stühle, grafische Wandbemalung, Glühbirnen an langen Kabeln. Vor der Eröffnung haben drei Mönche eine buddhistische Zeremonie abgehalten und das Lokal gesegnet.

«Thailänder sind zu optimistisch», sagt Luzius Martin. «Sie glauben, dass sie alles können, wenn sie nur genügend beten und spenden.» Das «LeBua» wolle alles auf einmal, Design-Restaurant sein, aber auch die Nachtschwärmer der Feldbergstrasse anlocken, mit Öffnungszeiten bis 24 Uhr, ohne Ruhetag. Thais seien fleissig, findet Martin, aber es mangle ihnen an Qualitätsbewusstsein. Er sei überzeugt, dass das «LeBua» spätestens in fünf Jahren die Notbremse ziehen müsse.

Die günstige Konkurrenz sei ein Problem für das «Chanthaburi», sagt Sairung Martin in gebrochenem Deutsch. Vor allem am Mittag spüre sie die Auswirkung. Manchmal habe sie nur halb so viele Kunden wie damals, als es noch weniger Konkurrenz gab.

Luzius Martin beobachtet die Entwicklung aufmerksam. Der Chef des «Boo» sei ein guter Geschäftsmann, findet er. Die Dumpling Bar Nua an der Feldbergstrasse werde wohl nicht seine letzte Filiale sein. «Es riecht ein bisschen nach Gastro AG.»

Besagter Chef heisst Samuel Bürgi und macht keinen Hehl daraus, dass er gern weiter expandieren würde. «Wir sind nicht abgeneigt, weitere Lokale zu eröffnen. In Zukunft vielleicht auch in anderen Schweizer Städten.» Das neue «Boo» am Messeplatz ist riesig und meistens so voll, dass die Leute warten müssen.



Nordisch kühl: Das «LeBua» setzt auf Design.

FOTO: YAËL DEBELLE

Dass es im Kleinbasel so viele Thais gebe, ist für ihn Ausdruck der Nachfrage. Und kein Zufall. «Das Kleinbasel ist freigeistiger, lockerer, internationaler.» Thailänder seien erfinderisch und lösungsorientiert. Jeder suche eine Nische, um sich selbst zu verwirklichen. «Es gibt kein Konkurrenzdenken unter uns», sagt Bürgi, der selbst halb Thai, halb Schweizer ist. Die Jungen vereinen in seinen Augen das traditionell thailändische mit weltläufigem Flair. «Wir sind da sehr unverkrampft», sagt er.

Als sich Schweizer auf die Plastikstühle im «Thai House» setzten, brachen die zusammen.

Einige Strassen weiter kocht Saiful Islam, die kleine Küche im Klara ist sein Reich. «Bug a Thai» heisst seine Streetfood-Bude, seine Spezialität sind Insekten, Heuschrecken-Currys. «Ich bin glücklich, es läuft sehr gut bei mir», sagt er. Islam ist Bangladeshi, hat 19 Jahre lang thailändisch kochen gelernt, in Singapur, Thailand und im «Lily's». Seine Currys macht er selbst. Zu viel Konkurrenz gebe es im Kleinbasel nicht, sagt er, der Chef vom «Boo» um die Ecke sei ein sehr guter Kollege.

Auch das «Thai House» an der Clarastrasse setzt auf Streetfood. Die Wände

sind mit Wellblech verkleidet, die Stühle waren zuerst wie in Bangkoks Gassen aus farbigem Plastik. «Allerdings sind sie zusammengebrochen, wenn Schweizer sich darauf gesetzt haben, nun haben wir sie aus Metall nachbilden lassen», sagt Inhaberin Caroline Imhof.

«Wir sind gut miteinander»

Imhof ist halb Thailänderin, halb Schweizerin. Ihr Lokal dient als Schaufenster einer Firma, die thailändische Produkte importiert und damit Coop, Migros und die Prodega beliefert. Imhof setzt auf fairen Handel und Bio, sie arbeitet mit über 8000 thailändischen Bauern zusammen, um frisches Zitronengras, Galgant und Kaffirlimettenblätter zu importieren. Als Konkurrentin zu den anderen Lokalen will sie sich nicht sehen. «Auch das «Boo» braucht Gemüse aus Thailand.»

Als Anfang Oktober das «LeBua» Eröffnung feierte, schauten auch Sairung und Luzius Martin vorbei, brachten Blumen und Glückwünsche. «Wir sind gut miteinander», sagt Sairung Martin. Wenn ein Produkt fehle, helfe man einander aus. «Wir Thailänder unterstützen uns gegenseitig», sagt sie.

«Wir ziehen einfach unser Ding weiter durch», sagt Luzius Martin. Die Jungen würden wohl künftig eher ins «Boo» und ins «LeBua» gehen. «Aber in die Kebab-Spirale – Hauptsache billig – wollen wir nicht geraten.»

Das Verschwinden der Telefonkabinen radiert ein Stück Stadtgeschichte aus. Ein nüchterner Abschied fällt da schwer.

All die Küsse und Tränen

von Daniel Faulhaber

Unsensiblen Menschen ist so etwas egal. Telefonkabinen sterben, so what!? Niemand braucht die, keiner wird sie vermissen, weder am Barfi noch sonstwo, sagen sie. Aber das stimmt nicht.

Der von der Swisscom beschlossene Abbau der Telefonzellen bedeutet nicht weniger als die Amputation eines Stücks Erinnerungsgeschichte aus dem kollektiven Gedächtnis der Stadt Basel. Sie haben richtig gelesen: Amputation. Man sollte bei diesem Thema nicht sachlich bleiben müssen.

Irgendwann im Horrorwinter 2002. Die erste Freundin macht Schluss. Hinter den Telefonkabinen am Barfi trifft man sich («wir müssen reden»), eine handgeschriebene Notiz wechselt die schwitzige Hand. «Ich hoffe, wir können gute Freunde bleiben.» Man steht dann in einer dieser Zellen und weint ein bisschen. Er war wirklich ein schlimmer Winter, dieser Winter 2002.

So wichtig wie Beiz oder Kirche: Die Telefonkabinen am Barfi dienten Generationen als Treffpunkt.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



August 2005. Der erste Ausgang mit Freunden, ein bisschen Alkohol, ein bisschen Shisha, ein bisschen zu jung für die Clubs. Am Barfi wollte einer testen, wie viele von uns in eine Telefonkabine passen. Falls Sie das noch nicht wussten: 15 Teenagerleiber passen in die grosse Kabine am Barfisserplatz. Einer hat sich damals die Schulter ausgekugelt.

Mai 2006. Ein Freund verliert eine Wette und steht 35 Minuten in Unterhosen in dieser Zelle, bis die Polizei auftaucht und ihn nach Hause schickt. Der Freund hatte danach neun Tage lang hohes Fieber.

Der Abbau in Zahlen

«Bis Ende Mai 2019 sind sämtliche Publifone verschwunden», schreibt die «bz Basel» am 23. Oktober 2018. Ein paar Zahlen illustrieren den Niedergang: 2012 standen noch 263 sogenannte Publifone in Basel, heute sind es noch 136. Und die kommen jetzt weg. Von 2004 bis 2016 ist die Zahl der von öffentlichen Telefonapparaten geführten Gespräche um 95 Prozent zurückgegangen.

Allein, mit Zahlenkläuberei wird man der Causa Telefonkabinenabbau nicht gerecht. Niemand sollte bei diesem Thema sachlich bleiben müssen.

«Treffen um viertel ab am Barfi?» – «Am Barfi» ist immer «bei den Telefonzellen».

24. Oktober 2018, 12.13 Uhr. Eine junge Frau, Sabine, 17, wartet auf ihre Freundin. Sie zeigt eine Whatsapp-Nachricht auf ihrem Handy: «Hey, Treffen um viertel ab am Barfi, ok?» Da steht nicht: Treffen bei den Telefonkabinen. Aber «am Barfi» ist immer «bei den Telefonzellen», sagt Sabine. Die Freundin kommt, es ist viertel nach.

24. Oktober 2018, 12.20 Uhr. «Ich hab hier mal gefühlte vier Stunden mit 'nem Girl geknutscht», sagt Ahmet, 22, Lehrling in der Mittagspause. Sein Kollege lacht. «Vier Stunden, Alter, erst waren wir in der Bronx und dann hab ich sie aufs Tram begleitet und dann haben wir hier rumgemacht, bis die Scheiben von innen beschlagen waren, ich schwör's dir, Alter.»

Wegen der «Revision der Verordnung über Fernmeldedienste», die der Bundesrat 2016 verabschiedet hat, sind Publifone seit 2018 nicht mehr Teil der «Grundversorgung im Fernmeldebereich», welche die Swisscom sicherzustellen hat.

Was ebenfalls aus der Grundversorgung gestrichen wurde: «die Datenübertragung über Schmalband und die Telefaxverbindungen». Da stellt sich die Frage: Was ist Schmalband?

Was noch nie jemand fragen musste: Was ist eine Telefonkabine? Man erkennt Kulturgut auch an seiner Verankerung im aktiven Sprachgebrauch.

24. Oktober 2018, 12.40 Uhr. Seit mindestens einer Stunde hat niemand die Telefonkabinen benutzt, in einer liegt trockenes Laub. In einer anderen ausgetretene Zigaretten, es riecht nach kaltem Rauch.

In einer der Zellen hat jemand von innen mit Filzstift etwas auf Französisch an die Scheibe geschrieben. Es liest sich wie eine Erinnerung oder Kurzgeschichte, sie geht ungefähr so: Ein offenbar weibliches Ich sagt zu einem Mann (ihrem Freund? Lover? Bruder?): «Wir sind doch nicht zu sechst.» Er antwortet, sie solle trotzdem an diesen Ort gehen. Dort angekommen, ist die Kellnerin («la serveuse») überrumpelt. Man erwarte weitere Freunde, sagt die Ich-Erzählerin zur Kellnerin. Das sei in Ordnung, kriegt sie zur Antwort. Aber fünf Minuten später wird sie zum Zahlen und Gehen aufgefordert: «5 minutes après, ils me disent il faut payer maintenant...?»

Zugegeben, es ist keine besonders gute Geschichte, Plot und Figurenzeichnung lassen zu wünschen übrig. Aber sie steht nun mal da, über die gesamte Glasfront der Kabine geschrieben. Telefonzellen-Prosa. Man kann die Geschichte nur von innen lesen.

24. Oktober 2018, 12.45 Uhr. Der Kioskverkäufer von gegenüber sagt, er habe gerade keine Telefonkarten zu verkaufen, es tue ihm leid. Die seien immer noch sehr beliebt und er warte auf die nächste Lieferung. Die Karten mit fünf Franken Guthaben sind am beliebtesten.

24. Oktober 2018, 12.47 Uhr. Wieder hat sich ein Paar bei den Telefonen verabredet, beide um die 40 Jahre alt. Sie sagt: «Früher wars bei uns so: Wenn die Telefonrechnung zu Hause höher als 50 Franken war, durfte ich nicht mehr mit dem Haustelefon telefonieren. Dann musste ich in die Zelle und Taschengeld einwerfen.» Und, haben Sie das getan? «Na klar! Telefonieren ist wichtig, gerade als Teenie!»

Die Swisscom bekommt viele Medienanfragen zum Thema Telefonkabinenschwund, sie hat darum unter dem Titel «Adieu Publifone. Kein Anschluss unter dieser Nummer» eine Infografik erstellt. Ganz unten in der Grafik steht: «[Der] Umsatz der meist genutzten Kabine [errechnet sich] primär durch Erwachsenenunterhaltung.» Das waren Anrufe auf sogenannte Sexnummern, heisst es auf Nachfrage. Wo die besagte Kabine steht, kann die Swisscom angeblich nicht eruieren, ausserdem sei mit dem Aufkommen des Internets bestimmt auch der Umsatz dieser Zelle zurückgegangen. Auch ob es die entsprechende Kabine überhaupt noch gibt, sei nicht klar.

Die «einsamste Telefonzelle der Schweiz» steht im Bündner Dorf Braggio im Calancatal, das hat der «Blick» 2016 recherchiert. Ihr Umsatz lag bei 1.40 Franken pro Jahr.

Die Swisscom führt eine Liste sämtlicher Publifone auf Stadtbasler Boden. Wer zum Beispiel die Telefonzelle beim Casino, Kab. 3 in 4051 Basel, Kabinenart «spezial» anrufen will, wählt dafür die Nummer

061-2615799. Falls Sie mal wieder telefonieren wollen.

Die Kulturjournalistin Naomi Gregoris hat für das Radiofeature «Ist da jemand?» in 300 Schweizer Telefonkabinen angerufen und versucht, jemanden zu erreichen. Fast niemand ging ran, das macht die zustande gekommenen Gespräche umso aufregender. Würden Sie den Hörer abheben, wenn es in einer Telefonzelle klingelt?

Schutzwürdigkeit definiert sich über «historische, sozial- oder ereignisgeschichtliche Faktoren». Allein, der Denkmalschutz winkt ab.

Hollywood-Superstar Colin Farrell tat genau das, mitten in New York, grosses Kino. Er wäre ein Nobody geblieben, gäbe es keine Telefonzellen, aber der Thriller «Phone Booth» verhalf ihm zum Durchbruch. Der Plot: Ein Telefon am Strassenrand klingelt, Farrell geht ran... Und Sie glauben nicht, was dann geschieht.

Der Film ist fast so gut wie dieser Cliffhanger.

Ab ins Museum

Zurück zum Barfi. Dort blicken die fünf Telefonkabinen nach 40 Jahren (Baujahr 1979) ihrem Ende entgegen. Es sei denn, sie würden unter Denkmalschutz gestellt. Immerhin zählen zu den Kriterien für die Schutzwürdigkeit eines Baus im Kanton Basel-Stadt auch «historische, sozial- oder ereignisgeschichtliche Faktoren».

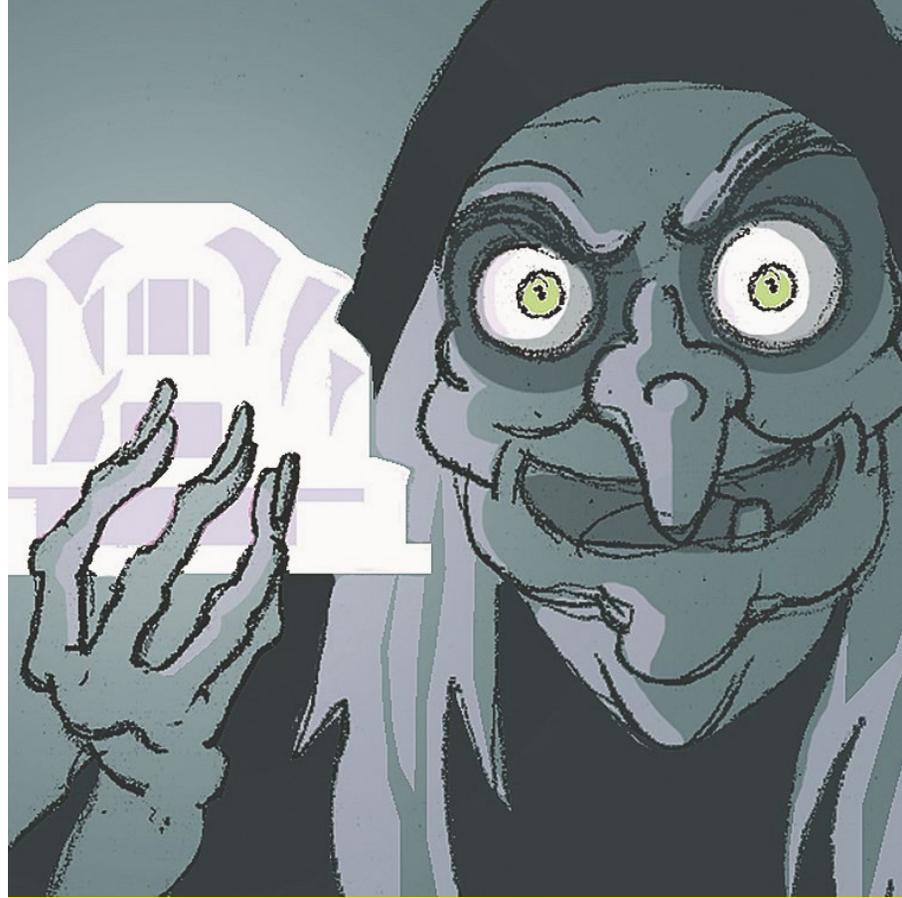
Sämtliche dieser Kriterien müssen gemäss den Recherchen der TagesWoche im Fall dieser Telefonkabinen als gegeben betrachtet werden.

Man denke an die zahllosen Treffen, die hier verabredet, die Küsse, die hier getauscht, die Beziehungen, die hier beendet, die Streiche, die hier gespielt, die Meistertitel, die auf dem zwischenzeitlich stacheldrahtbewehrten Dach zelebriert und nicht zuletzt die Telefonate, die hier geführt wurden. Mehr historische, sozial- und ereignisgeschichtliche Bedeutung geht nicht.

Allein: Der Denkmalschutz winkt ab.

Das Telefonhäuschen am Barfi soll in gut einem halben Jahr verschwinden. Das Netzwerk Kulturstadt Jetzt lädt auf Facebook zur Abschiedsveranstaltung: «Aadie Delefoonkabine».

Ein kleines Trostpflaster ist allerdings in Aussicht: Das Historische Museum Basel würde «die Kabinen gerne vor der Verschrottung bewahren» und in seine Sammlung aufnehmen, schreibt die «bz Basel». So können Sie dereinst vielleicht Ihren Kindern im Museum erklären, wie sich Liebende anno dazumal verabredet haben. ×



Geheimtür zum Hexenversteck. Zeichner Hannes Nüsseler hat sich von einer Recherchereise des Regisseurs inspirieren lassen.

«Suspiria»

Bald kommt das Remake des Horror-Klassikers ins Kino. Wir beleuchten, wie der Regisseur des Originals einst in unserer Region Inspiration fand.

Als Hexen in Dornach ihre Krallen wetzten

von Hannes Nüsseler (Text und Bilder)

Es war einmal ein seltsames Paar: ein Splatter-Regisseur mit einer Schwäche für alte Disney-Filme und eine Drehbuchautorin mit Hang zur Esoterik. 1977 schufen die beiden ein Märchen für Erwachsene, schaurig schön wie «Schneewittchen» auf LSD.

Im italienischen Horror-Klassiker «Suspiria» reist die Amerikanerin Suzy Banyon (Jessica Harper) nach Deutschland, um Ballettunterricht zu nehmen. Was sie nicht weiss: Hinter der «Tanzakademie» steckt ein Hexenzirkel, der rebellische Schülerinnen meuchelt. Es wird getanzt, gebangt und gestorben – in farbenprächtigem Technicolor und mit höchstens Spurenelementen einer Handlung. Ein Film also, der nur fürs Auge Sinn ergibt, wie ein US-Kritiker urteilte.

Ursprünglich wollte Regisseur Dario Argento die Rollen der Ballerinen mit zwölfjährigen Mädchen besetzen. Der Produzent – Argentos eigener Vater – riet ab. Auch so sorgte der Film noch für genügend Ärger: In Deutschland zum Beispiel wurde «Suspiria» erst 2014 vom Index für jugendgefährdende Filme genommen. Und der Spagat zwischen feministischer Selbstermächtigung und ästhetisiertem Folter-Porno irritiert bis heute.

«Suspiria» wurde bis auf wenige Ausenaufnahmen im Studio in Rom gedreht. Da der Handlungsort Freiburg im Breisgau darstellen sollte, Argento aber keine Drehgenehmigung hatte, liess er für die Ballettschule eigens die Fassade eines spätgotischen Bürgerhauses nachbauen.

Im Freiburger «Haus zum Walfisch» mit seiner blutroten Fassade war Erasmus von Rotterdam auf der Flucht aus Basel

untergekommen. «Suspiria» kopiert sogar die Gedenktafel, die an seinen Aufenthalt erinnert: Die Filmhexen benutzen den Humanisten und erklärten Feind des Aberglaubens als biederes Aushängeschild.

Die Gemeinschaft vom «Bluthügel»

Warum aber ausgerechnet Freiburg? Auf seiner Suche nach echten Hexen war Dario Argento in das «magische Dreieck» zwischen Frankreich, Deutschland und der Schweiz gereist, wie er selbst sagt. Seine Muse und damalige Lebensgefährtin hatte ihm den Weg gewiesen.

Daria Nicolodi erzählte dem Regisseur von ihrer Grossmutter, die in Jugendjahren eine Schweizer Musikschule in der Nähe von Basel besucht hatte – und geflohen war, weil dort angeblich schwarze Magie praktiziert wurde. Den Namen der Schule verschweigt Nicolodi. Sie verrät aber so viel, dass dort bis heute Musik, Tanz und biodynamische Landwirtschaft gelehrt würden.

Kein Wunder also, dass das Paar Mitte der Siebzigerjahre auf seiner Suche nach Übersinnlichem in Dornach haltmachte. Die dort lebende anthroposophische Gemeinschaft fühlte sich aufgrund ihrer unorthodoxen Weltanschauung und zahlreicher Richtungskämpfe seit Gründungszeiten von inneren und äusseren Feinden bedroht.

Nach der – mutmasslichen – Brandstiftung am ersten Goetheanum sprach Rudolf Steiner 1923 in einem Vortrag über den «schrecklichsten Aberglauben», der ihm und seiner Gefolgschaft angedichtet werde. Dabei habe Anthroposophie nichts mit «spiritistischen Geisterzitierten» zu tun. Vielmehr strebe sie danach, den Traumzustand der Wirklichkeit «wissenschaftlich» zu überwinden.

Hexen hat der Regisseur in Dornach keine gefunden, aber eine Architektur, die seiner Vorliebe für visuelle Opulenz entsprach.

Hexen hat Dario Argento in Dornach dem Vernehmen nach keine gefunden, dafür aber eine Architektur, die seiner Vorliebe für visuelle Opulenz entsprach. Der Regisseur beschreibt den Neubau des Goetheanums als «Kathedrale» und zeigt sich beeindruckt von den schiefen Fenstern und überdimensionierten Kaminen. Wie in einem deutschen Stummfilm. Oder im Märchen.

«Suspiria» ist nicht ein Film über die Anthroposophie, aber er verrät die Faszination des Regisseurs für die Lehre und Legendenbildung um Rudolf Steiner.

Vom «Bluthügel», wie die Goetheanum-Anhänger seit der Schlacht von Dornach heisst, hat Argento das Geheimbündlerische, die Tanzausbildung und den Art déco für die Innenausstattung seiner Schwarzen Schule mitgenommen. Sowie das Prinzip einer Rätselarchitektur, die eine überweltliche Wirklichkeit andeutet, sich aber nur Eingeweihten erschliesst.

Blick für das Verborgene

Kurz vor dem Finale findet Suzy eine getarnte Türe, die zum Versteck der Hexen führt. Ein Blumenornament in Form einer Iris dient als Schloss. Das kann auch im übertragenen Sinn wörtlich verstanden werden: Wie die Tänzerin die Geheimtüre, will «Suspiria» unseren Blick für das Verborgene öffnen. Notfalls mit einer Nadel.

Zuletzt ist es, als erwache Suzy aus einem bösen Traum – nur tut sie das eben nicht auf dem Bluthügel zu Dornach. Sondern vor dem Nachbau einer Sparkassen-Filiale aus der Altstadt von Freiburg. ×

«Suspiria»: Deutscher Kinostart ist am 15. November. Für die Schweiz steht noch kein Termin fest.

ANZEIGE

DIE VER-SCHWÖRERIN

URAUFFÜHRUNG/AUFTRAGSWERK
PREMIERE AM 2. NOVEMBER 2018,
KLEINE BÜHNE, 20 UHR
SCHAUSPIEL VON JOÉL LÁSZLÓ
INSZENIERUNG: ANDRÁS DÓMÖTÖR

ENTSTANDEN IM RAHMEN DES AUTORENFÖRDERPROGRAMMS
«STÜCK LABOR BASEL» AM THEATER BASEL

BILLETTKASSE +41 (0)61 295 11 33
www.theater-basel.ch/verschwoererin

BASEL

DAS VERSPRECHEN

Theater heute
Theater des Jahres 2018

PREMIERE AM 16. NOVEMBER 2018,
SCHAUSPIELHAUS, 19.30 UHR
SCHAUSPIEL NACH DEM GLEICHNAMIGEN
ROMAN VON FRIEDRICH DÜRRENMATT
INSZENIERUNG: NORA SCHLOCKER

BILLETTKASSE +41 (0)61 295 11 33
www.theater-basel.ch/versprechen

Basel und Region

2. bis 8. November

BASEL B-MOVIE

Grellingerstr. 41 b-movie.ch

KEINE VORSTELLUNGEN

CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
14.00/17.00/20.15^{E/d/f}
- **DIE UNGLAUBLICHEN 2** [8/6 J]
14.00^{E/d/f}
- **VENOM** [14/12 J]
17.00^{E/d/f}
- **WUFF** [6/4 J]
20.15^D

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **OUT OF PARADISE** [12/10 J]
FR/SA/MO-MI: 12.00^{Ov/d/f}
- **STYX** [16/14 J]
FR/SA: 12.00^{D/f}
- **WOLKENBRUCH** [6/4 J]
12.00/14.15/16.30/
19.00/20.00/21.00^{D/f}
- **ZWITSCHERLAND** [0/0 J]
FR/SA/MO-MI: 12.10
SO: 11.00^D
- **SIR**
FR/SA/MO-MI: 12.15^{Hind/d/f}
- **LEAVE NO TRACE** [10/8 J]
FR/MO-MI: 13.40
FR-DI: 16.15-MI: 16.00^{E/d/f}
- **LAZZARO FELICE** [16/14 J]
FR/SA/MO-MI: 13.45^{Wd}
- **GIRL** [14/12 J]
13.50^{Ov/d}
- **DER UNSCHULDIGE** [14/12 J]
14.10/20.30^{Dialekt}
- **LE GRAND BAL** [0/0 J]
16.00^{F/d}
- **WOMAN AT WAR** [10/8 J]
16.00/18.00/21.15^{Is/d/f}
- **THE CHILDREN ACT** [8/6 J]
16.30^{E/d/f}
- **BIRDS OF PASSAGE** [16/14 J]
18.00^{Ov/d/f}
- **BLAZE** [12/10 J]
FR-DI: 18.30^{E/d/f}
- **DOGMAN** [16/14 J]
18.45^{Wd/f}
- **BLACKKKLANSMAN** [12/10 J]
21.00^{E/d/f}
- **PIPPIN TAKA-TUKA-LAND** [6/4 J]
SA/SO: 14.00^D
- **WERK OHNE AUTOR** [12/10 J]
SO: 10.50^D
- **PETTERSSON & FINDUS:
FINDUS ZIEHT UM** [0/0 J]
SO: 11.15^D
- **CÉZANNE - PORTRAITS
OF A LIFE** [16/14 J]
SO: 12.10^{E/d}
- **LETO** [12/10 J]
SO: 13.00^{Ov/d}
- **GENESIS 2.0** [12/10 J]
MI: 18.15^{Ov/d}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **DER VORNAME** [10/8 J]
13.45/18.40-SO: 11.45^D
- **DER TRAFIKANT** [14/12 J]
14.00/16.20/20.45^D
- **PLAIRE, AIMER
ET COURIR VITE** [16/14 J]
15.45^{F/d}
- **FAHRENHEIT 11/9** [12/10 J]
18.20-SO: 11.30^{E/d}
- **THE GUILTY** [12/10 J]
21.00^{Dän/d}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **ALL THAT JAZZ**
FR: 21.00^{E/d}
- **STREET TRASH**
SA: 21.00^E

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **DER NUSSKNACKER
UND DIE VIER REICHE** [8/6 J]
3D: FR-SO: 12.10
FR/SO: 14.15/18.45-SA: 10.00
SA/MO/MI: 16.30/21.00
DI: 13.00/17.30^D
FR/SO: 21.00
SA/MO/MI: 18.45^{E/d/f}
2D: FR/SO: 16.30
SA/MO/MI: 14.15-SO: 10.00
MO/MI: 12.10-DI: 15.15^D
- **JOHNNY ENGLISH -
MAN LEBT NUR DREIMAL** [6/4 J]
12.15/14.20/16.30/18.40
FR/SA/DI: 20.45-FR/SA: 22.50^D
SA/SO: 10.10-MO/MI: 20.45^{E/d/f}

- **PLOEY** [0/0 J]
FR/MO/DI: 12.30-SA/SO: 10.45
SA/SO/MI: 13.15^D

- **VENOM - 3D** [14/12 J]
12.30-FR/SA: 23.15^D

- **LOOKING FOR SUNSHINE** [0/0 J]
12.40-FR/SO/DI: 18.45
SA/MO/MI: 16.45^{Ov/d/f}

- **WUFF** [6/4 J]
15.15/17.45-FR/MO/DI: 12.45
FR-MO/MI: 20.15-SA/SO: 10.45^D

- **HALLOWEEN** [16/14 J]
15.30-FR/MO/DI: 13.00
FR/MO/MI: 21.00
FR/SA: 23.30-SA: 21.10^D
SO/DI: 21.00^{E/d/f}

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SO/DI: 14.00/17.30/20.00
FR/SA: 23.00-SA: 11.00
SA/MO/MI: 17.00/20.30
SO: 10.10-MO: 14.30^{E/d/f}
FR/DI: 14.30

- **A STAR IS BORN** [12/10 J]
FR-MO/MI: 17.30-FR-DI: 20.45^{E/d/f}

- **KITAG CINEMAS Opera:
WALKÜRE** [4/4 J]
DI: 14.00^{D/d}

- **KITAG CINEMAS Movie Night:
FIRST MAN -
AUFBRUCH ZUM MOND** [12/10 J]
DI: 20.00^{E/d/f}

- **KITAG CINEMAS Ladies Night:
NUR EIN KLEINER
GEFALLEN** [12/10 J]
MI: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **LE DÉPART** [16 J]
FR: 16.15^{F/d}

- **LA PASSANTE
DU SANS-SOUCI** [12 J]
FR: 18.30^{F/d}

- **DEEP END (1970)** [16/14 J]
FR: 21.00^{E/d}

- **LE PROCÈS** [16 J]
SA: 15.15-MI: 18.30^{E/d}

- **BESONDERE KENNZEICHEN:
KEINE** [12 J]
SA: 17.30^{Pol/a}

- **LA PISCINE** [16 J]
SA: 20.00^{F/d}

- **ESSENTIAL KILLING** [16 J]
SA: 22.15^{E/Pol/Arab/d}

- **MOONLIGHTING** [16 J]
SO: 13.30^{E/Pol}

- **LES CHOSES DE LA VIE** [16 J]
SO: 15.30^{F/d}

- **WALKÖWER** [16 J]
SO: 17.30^{Pol/a}

- **LUDWIG** [12 J]
SO: 19.00^{W/d}

- **MÄDCHEN IN UNIFORM** [12 J]
MO: 18.30^D

- **LUMIÈRE!** [6/4 J]
MO: 21.00^{F/d}

- **BECOMING ANIMAL** [6/4 J]
MI: 21.00^{E/d}

- **FRICK MONTI**
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **ZWITSCHERLAND** [0/0 J]
FR/MO: 18.00^D

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR-SO: 20.15^D
MO/MI: 20.15^{E/d/f}

- **PETTERSSON & FINDUS:
FINDUS ZIEHT UM** [0/0 J]
SA/SO/MI: 15.15^D

- **A STAR IS BORN** [12/10 J]
SA: 17.30^D

- **WONDERFUL LOSERS** [0/0 J]
SO: 11.00^{Ov/d/f}

- **SMALLFOOT -
EIN EISIGARTIGES
ABENTEUER - 3D** [0/0 J]
SO: 13.00^D

- **LIESTAL KINOORIS**
Kanonengasse 15 kinooris.ch

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR/SA: 17.00/19.45-
SO-DI: 20.15 MO/DI: 17.30-
MI: 15.30^D

- **HALLOWEEN** [16/14 J]
FR/SA: 22.45-SO: 17.30^D

- **SMALLFOOT -
EIN EISIGARTIGES
ABENTEUER - 3D** [0/0 J]
SA/SO: 11.00-SA: 13.00
SO/MI: 13.30^D

- **JOHNNY ENGLISH -
MAN LEBT NUR DREIMAL** [6/4 J]
SA: 15.00-SO: 15.30^D

SPUTNIK

Bahnhofplatz palazzo.ch

- **WOLKENBRUCH** [6/4 J]
18.00/20.15-SO: 15.30^D

- **PETTERSSON & FINDUS:
FINDUS ZIEHT UM** [0/0 J]
SA: 15.00-SO: 13.30^D

- **OUT OF PARADISE** [12/10 J]
SO: 11.00^{Mongol/d/f}

- **SISSACH PALACE**
Felsenstr. 3a palacesissach.ch

- **WOLKENBRUCH** [6/4 J]
18.00-SO: 10.30^D

- **BOHEMIAN RHAPSODY** [8/6 J]
FR-SO: 20.30^D
MO-MI: 20.30^{E/d/f}

- **SMALLFOOT -
EIN EISIGARTIGES
ABENTEUER** [0/0 J]
SA/SO/MI: 14.00^D

- **JOHNNY ENGLISH -
MAN LEBT NUR DREIMAL** [6/4 J]
SA/SO/MI: 16.00^D



Home sweet home – am Arbeitsplatz behält man das Leben in Griff. FOTO: H.-J. WALTER

Wochenendlich im Office Home

Warum in die Ferne schweifen? Bleiben Sie an der Arbeit. Immer. Es profitieren letztlich alle davon.

Ein Plädoyer für den Arbeitsplatz

von Gabriel Brönnimann

Es sind nur zehn Meter vom Sofa im Pausenraum bis zur Toilette, dann noch fünf Meter und einmal um die Ecke bis zur grossen Kaffeemaschine. Auf Knopfdruck erwacht sie mit beruhigendem Brummen aus dem Standby-Modus.

Heute kann ich alles in Ruhe so einstellen, wie ich es gerne habe. Meine eigenen Bohnen, Mahlstufe 4, 80 Milliliter pro Tasse. Es ist Sonntag, 8.00 Uhr. Das Büro gehört mir allein. Genau wie gestern. Herrlich. Ich habe so viel erledigen können. Am Abend habe ich mir einen 3-Gänger vom Kurier bestellt und ein bisschen Netflix geschaut. Das Filmerlebnis auf dem Ultra-Dings-Screen im Sitzungszimmer 3 haut mich fast vom Sessel. Kino? Braucht kein Mensch. Meinen mickrigen Zwei-Meter-TV habe ich längst verkauft.

Überhaupt: «Zu Hause», was für ein problematisches, veraltetes Konzept, habe ich später vor dem Einschlafen gedacht. Laut Staatssekretariat für Wirtschaft sind mindestens 34 Prozent der Erwerbstätigen gestresst. Etwa, weil sie E-Mails schon zu Hause empfangen. Ihr Fehler: Dass sie überhaupt noch nach Hause gehen.

Ich jedenfalls spiele schon lange mit dem Gedanken, den Mietvertrag für meine Wohnung zu kündigen. Die Post habe ich ins Geschäft umgeleitet. Wann ich zuletzt im eigenen Bett geschlafen habe, weiss ich nicht mehr. Hier schlafe ich gut und tief.

Man stelle sich vor, wie viel Geld, Energie und Aufwand gespart werden könnten, wenn wir alle in unseren Büros leben würden. Und wie viel produktiver und sicherer alles wäre. Lebenswerter in jeder Hinsicht.

Wussten Sie, dass laut Suva 53 000 Berufsunfälle pro Jahr auf Schlafprobleme

zurückzuführen sind? Nicht mit mir! Überhaupt: Die meisten Unfälle passieren zu Hause, die meisten tödlichen in der Freizeit. Und die meisten Menschen sterben in einem Bett. All das kann mir nicht passieren. Im Büro bin ich sicher.

Bald habe ich für Montag alles doppelt bereit und überprüft, die Präsentation für Dienstagmorgen kommt gut voran. Wenn es so weitergeht, kann ich vor dem Workout im hauseigenen Gym noch die Talking Points für das Mittwochs-Meeting durchgehen. Zum Lunch gibts Mikrowellen-Curry und frische Früchte – vom Kurier.

Problemzone Privatleben

Man redet viel über die angebliche Auflösung der Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen Angestellten und Selbstständigen. Darüber, was das mit den Menschen anstelle. Unternehmen würden so ihre Verantwortung auf die Einzelnen abschieben, heisst es oft – und der Erfolgsdruck für Individuen steige ins Unermessliche. Zudem sei die Work-Life-Balance nicht mehr aufrechtzuerhalten. Die Folgen: Stress, Burn-outs, womöglich gar Amokläufe und soziale Unruhen, was weiss man schon.

Wirtschaft und Politik versuchen diese Situation zu verbessern, indem sie die Sonntagsarbeit im Home Office erlauben wollen. Ausserdem soll man neu bis zu 17 Stunden pro Tag arbeiten dürfen.

Das mag gut gemeint sein, geht aber zu wenig weit. Mit einem «Home Office» schafft man die Probleme nicht ab. Die Leiden der Arbeitenden sind keineswegs in der Arbeit zu suchen, das Problem liegt vielmehr im «Home», in den problematischen Vorstellungen von Privatleben.

Unsere Befreiung besteht darin, uns von diesem Konzept zu verabschieden. Unverzichtbar ist nur die Arbeit. Anders gesagt: Wir müssen nur das «Life» endlich aus der Balance streichen und ins Office Home ziehen, dann stimmt das Gleichgewicht und unsere Probleme lösen sich in Luft auf. Und die Wirtschaft brummt. Eine Win-Win-Situation für alle, denke ich, selig lächelnd am Sonntagabend im blauen Schein von zwei Millionen Pixeln. ×

Träumen

Kein Sofa? Kein Problem: Das Feldbett «Outwell Posadas Camping Bed» geht in der Hülle unter dem Tisch verstaut locker als Yoga-Matte durch.

Tragen

Die Loafer-Finken Kite Kindling von Clarks oder die Morgan Leather Slippers von Derek Rose sind auch an unerwarteten Meetings tragbar.

Trinken

Für das Office Home empfiehlt sich die Anschaffung eines Mini-Kühlschranks. Gute Dienste, im Sommer auch als Fuss-Klimaanlage, leistet das 17-Liter-Gerät Trisa Frescolino.

Kreuzworträtsel

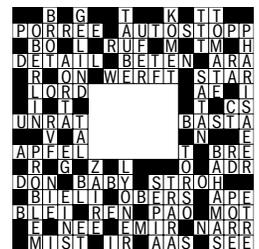
Basler Quartier beim Rhein	gerollte, gefüllte Fleischscheibe	5	er wird gebacken	Zeitabschnitt	Kleidungsstück f. Frauen	er trägt Lasten und ist teils störrisch	südeurop. Hauptstadt	Ende, wie Romands sagen	Eingangsraum	typischer Käse aus der Schweiz	
					bestimmender Grundsatz				9		
L.r. = Papagei			Berg im Berner Oberland	Brei			Autokennzeichen v. Vernier	Neues Testament in Kürze		kurze Oxidation	
					solche Boote fahren mit Wind			dort fliesst der Tiber an diesem Tage			
die von Basel erhält eigenes News-Portal	6	ein Ausweis, kurz gesagt		chem. Element, Nahrungsergänzung	1			die Böse aus dem Märchen			
Wasserpflanze								Top-Level-Domain v. Estland		Autokennzeichen v. Engelberg	
gestreiftes Tier aus Afrika		binäre Einheit		anderer Begriff f. Adler				Basel: Sie führt Strafverfahren durch	kurzer Originaltitel		
									2		
Benedikt von ... ist neuer Basler Theaterdirektor	baltischer Staat	3	das des Kolumbus					Katzen haben eine	bellebte Zierpflanze aus Ostasien	Autokennzeichen v. Oberegg	
								Kürzel für Klosterarchiv Einsiedeln			
kurz geratene Strasse	10	Farbe	span.: sich	Frage nach dem Grund		typischer Sprudel aus d. Schweiz	römische Göttin der Blumen	erzählende Prosa	Luft in England		
			wunderbare Begebenheit noch BaZ-Chef			gottesgläubig				sie ist hart zu knacken	massloses Verlangen
Verlierer	7			er fliegt				räumlich begrenzt			
			weibl. Vorname			Ostmitteleuropa, Abk.		franz.: ihm		8	
Verteidigungsbündnis		Dreifachkonsonant		Differenz zw. Brutto- und Nettogewicht				typischer schweizer Wind			
Schachfigur				chem. Zeichen f. Tantal		Esel aus der Romandie			4	Kürzel für Elektronenspinresonanz	

Hier könnte Ihr Inserat stehen.

Anfragen an werbung@tageswoche.ch

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----



MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (i. - SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.

Einsendeschluss: 14.11.2018. Lösungswort der letzten Woche: HERBSTBILD

ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinnerin: **Wilhemijne Meyer**

Auflösung der Ausgabe Nr. 37

Impressum

TagesWoche
7. Jahrgang, Nr. 38,
verbreitete Auflage:
8251 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt),
Spitalstrasse 18,
4056 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeden
zweiten Freitag gedruckt.

Geschäftsleitung
Sibylle Schürch
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Renato Beck und
Gabriel Brännimann
(Co-Leitung Redaktion),
Ronja Beck, Yen Duong,
Daniel Faulhaber,
Andrea Fopp, Olivier Joliat,
Christoph Kieslich,
Felix Michel,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis,
Catherine Weyer

Produktion
Reto Aschwanden
und Tino Bruni
(Co-Leitung Produktion),
Dorothee Adrian,
Mike Niederer,
Hannes Nüsseler
Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Eliane Simon
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Martin Stohler (Leitung),
Yves Binet, Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Laura Schwab, Jakob Weber

Kommunikation und Marketing
Sandra Luzia Schafroth
Werbung/Anzeigen
Monika Höpfl
061/561 61 22
werbung@tageswoche.ch
todesanzeigen@tageswoche.ch

Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
UnterstützerIn: 140 Fr. pro Jahr
EnthusiastIn: 180 Fr. pro Jahr
Unternehmen: 660 Fr. pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/abo

**Sie wollen uns mit einer Spende
unterstützen? Bitte sehr:**
IBAN
CH41 0900 0000 6050 5456 2
Druck
Mittelland Zeitungsdruck AG,
Aarau

Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel
Redesign CI und Cover
Anthony Bertschi, Nils Fisch
Lithografie
Andreas Muster

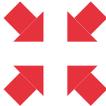
HOLZWerkstatt | **VELO**Werkstatt | **TEXTIL**Werkstatt | **METALL**Werkstatt | **GLAS**Werkstatt | **TÖPFER**Werkstatt

Die offene Werkstatt der MacherSchaft bietet dir den Raum, die Werkzeuge und Maschinen, um deine handwerklichen Projekte Realität werden zu lassen.

www.macherschaft.ch

Weil das Leben nicht immer gradlinig verläuft.

Die Fachstelle für Selbsthilfe in der Region Basel ist für Sie da: Mit Kontakten zu über 170 Selbsthilfegruppen zu körperlichen, psychischen und sozialen Themen.
www.zentrumselbsthilfe.ch


Zentrum Selbsthilfe
 Finde andere. Finde dich.

AZA
CH-4056 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Spitalstrasse 18, 4056 Basel
Kundendienst: 061 561 61 61
Redaktion: 061 561 61 80
tageswoche.ch



ANZEIGE

TagesWoche
Journalismus für Basel

Stadtschreiber.

Dominique Spirgi, Redaktor

tageswoche.ch